Oesterreichisch-Ungarische Revue.

Jahrgang 1887.

April.

(3. Band. 1. Heft.) -6

Inhalt.

Wien.

Verlag der Oesterreichisch-Ungarischen Revue (Glockengasse 2).

Generaldebit für den Buchhandel:

Alfred Hölder, k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler

Rothenthurmstraße 15.

Die „Oesterreichisch-Ungarische Revue" erscheint in Monatsheften von mindestens vier Bogen Groß-Octav. Der Pränumerationspreis ist ganzjährig 9 fl. 60 kr., halbjährig 4 fl. 80 kr., vierteljährig 2 fl. 40 kr.

Der Plan, welcher dem Unternehmen der „Oesterreichisch-Ungarischen Revue" zu Grunde liegt, ist aus dem im ersten (April-) Heft veröffentlichten Programm, sowie dem daselbst mitgetheilten Verzeichniß der dem Unternehmen gewonnenen Autoren und aus jenen Aufsätzen, welche im ersten Jahrgang zur Veröffentlichung gelangten, zu entnehmen. Besonders bemerkt sei noch, daß dem ersten Hefte das Hauptregister der „Oesterreichischen Revue", dessen neue Folge die „Oesterreichisch-Ungarische Revue" bildet, beigegeben ist.

Das Inhaltsverzeichniß der erschienenen Hefte befindet sich auf der dritten Seite des Umschlages.

Die folgenden Hefte werden u. A. enthalten:

Hermann Hallwich: Wallenstein und Piccolomini.
Joseph von Lehnert: Erzherzog Karl als Marineminister.
Adolf Beer: Erzherzog Rainer als Finanzpolitiker.
Franz Martin Mayer: Die dreimalige Besetzung der Steiermark durch die Franzosen.
Wendelin Boeheim: Vergangene Tage in Oesterreich. Aus den hinterlassenen Papieren Joseph's von Schweiger.
Eugen Guglia: Die Herzoge von Giovane. Ein Beitrag zur Geschichte der Aufklärungs-Literatur in Oesterreich.
Wilhelm Wahlberg: Die Geschichte der österreichischen Strafgesetzgebung seit 1850.
Joseph Szabó: Die erloschenen Vulcane Ungarns.
Alexander v. Matlekovics: Die handelspolitischen Beziehungen Oesterreich-Ungarns.
Franz X. von Neumann-Spallart: Oesterreich-Ungarns Stellung im Welthandel unter besonderer Berücksichtigung seiner Beziehungen zu Deutschland.
Guido Schenzl: Beiträge zur Klimatographie Ungarns.
Joseph Wessely: Oesterreich-Ungarns Forstwirthschaft.
Wenzel Hecke: Oesterreich-Ungarns Landwirthschaft.
Wilhelm Zsigmondy: Ueber Thermen.
Jacob von Falke: Das k. k. österreichische Museum für Kunst und Industrie.
Franz Pulszky: Die Kunst in Ungarn.
Alois Hauser: Die Kunst in Dalmatien. III.
Karl Pulszky: Die kunsthistorische Bedeutung der ungarischen Landesgemäldegallerie.
Hans Semper: Ueber ältere tirolische Kunst.
Camillo Sitte: Stand der kirchlichen Architektur in Oesterreich.
Eduard Leisching: Die kirchliche Kunst in Oesterreich.
Georg Niemann: Neuere österreichische Forschungen in Kleinasien auf dem Gebiete der Archäologie.
Alfred Klaar: Die deutsche Dichtung in Böhmen.
A. Mayer von der Wyde: Theodor Graf Heußenstamm.
Eugen Gelcich: Skizzen aus den Quarnero-Inseln: III. Die Insel Arbe in Dalmatien.
Moritz Jókai: Culturbilder aus Ungarn.
Peter Rosegger: Volksthümliches aus der Steiermark.
Alois Brandl: Reiseberichte eines Engländers vom Jahre 1800 aus dem nördlichen Böhmen.
Karl Keleti: Die wirthschaftlichen Verhältnisse auf der Balkanhalbinsel. III.
Gustav Meyer: Die Albanesen. II.
Felix Kanitz: Geistiges Leben im Königreiche Serbien. V.

Erzherzog Karl als Finanzpolitiker.

Von Adolf Beer.

(Schluß.) *)

Wohl eine der wichtigsten Fragen war die Ordnung des Geldwesens. Hartgeld fehlte im Verkehre ganz und die künstlichen Mittel, das Disagio der Noten zu bannen, erwiesen sich als erfolglos. Die Behörden erschöpften sich in Anträgen zur Verbesserung des Curses, die deutlich genug den Mangel richtiger Ansichten bekundeten. Vielleicht den Grafen Karl Zinzendorf ausgenommen hatte Niemand eingehende Studien über das Geldwesen gemacht. Um so überraschender sind die Gutachten des Erzherzogs, die trotz mancher Irrthümer gründliche Kenntnisse verrathen.

Ein beliebtes Mittel waren Strafnormen über die Agiotage. Schon vor Jahren hatte man einige strenge Maßnahmen angeordnet, nun sollte eine Erneuerung vorgenommen werden. Die Creditscommission hatte über Aufforderung des Kaisers ein Patent ausgearbeitet und dasselbe vorgelegt. Der Erzherzog wendete sich mit Entschiedenheit gegen diese Vorschläge, indem er in anschaulicher Weise den ganzen Proceß schilderte, der sich durch massenhafte Papiergeldausgabe vollzogen und als nothwendige Folge Agiotage hervorgerufen hatte. Die Regierung habe selbst die Auswechselung der Bancozettel auf 25 Gulden beschränkt, Gold und Silber mit einem Aufgeld gekauft, um für den Bedarf der Armee im Auslande Sorge tragen zu können. Wie wäre es möglich, fragt er, daß nicht mit gutem Gelde agiotirt würde? Wie

*) Siehe „Oesterreichisch-Ungarische Revue", 1887, Heft III, S. 1.

könne etwas sträflich sein, was nach Umständen unvermeidlich und nothwendig sei? Graf Pergen hatte in einem Schriftstück einen Unterschied zwischen nothwendiger und Speculationsagiotage gemacht. „Dies beruhe offenbar auf einem Mißverständnisse", meinte Karl, „die letzte sei eine natürliche Folge der ersten oder beide machen vielmehr zusammen nur eines aus. Die Agiotage durch einen Strafbefehl wie durch einen Schlag mit der Zauberruthe vernichten wollen, heiße das Unmögliche sich als möglich träumen, und einem solchen Befehl Wirksamkeit zu geben, müßte man die auswärtigen Staaten entweder zwingen können, die österreichischen Bancozettel nach ihrem vollen Nennwerthe anzunehmen oder im Stande sein, jedem Unterthan, der eine Schuld im Auslande zu bezahlen hätte, für sein Papiergeld so viel Conventionsmünze zu geben, als er zur Aufbringung seines Gläubigers bedürfe. Oesterreich dürfte dem Auslande nichts mehr schuldig sein, keinen Passivhandel mit ihm treiben, sein Schlachtvieh nicht mehr brauchen, Zucker, Kaffee, Gewürze und Specereien, Apotheker- und Farbwaaren, Seide, Baumwolle und hundert andere ebenso nothwendige Artikel entbehren oder alle mit einheimischen Producten aufwägen können. So lange dies nicht geschehe, werde unter den dermaligen Umständen das Verbot des Agiotirens zur Herstellung des Gleichgewichtes im Curse ebensoviel helfen, als ein Befehl, daß Niemand mehr Hunger haben soll, damit die Lebensmittel wohlfeil werden. Ein Strafgesetz wider das Agiotiren würde also nicht nur seinen Zweck durchaus verfehlen, sondern auch die nachtheiligsten Folgen bringen. Jetzt könne man doch für seine Bancozettel noch Geld haben und das erhalte sie noch einigermaßen bei ihrem Werthe. Hört dieser Maßstab auf, so werde aus Papiergeld — Papier. Jetzt gebe man noch Geld her, weil man durch den Umsatz in Bancozettel etwas gewinnen könne; hört diese Speculation auf, so verschwinde das Geld ganz und werde vergraben. Jetzt sei die Theuerung noch erträglich, weil noch Geld neben dem Papier im Umlauf sei; bleibe letzteres allein, so werde sie zu einer unerschwinglichen Höhe steigen. So lange der Staat nicht im Stande sei, seine Wechsel auf sich zu honoriren, das heißt alle Bancozettel, die zur Zahlung präsentirt werden, gegen gutes Geld einzulösen, so lange sei auch den Inhabern derselben, wenn sie Geld brauchen, unmöglich zu verwehren, sich deshalb an andere zu wenden und es sich unter jeder möglichen Bedingung zu verschaffen."

Der Erzherzog weist sodann auf die bisherigen Erfolge der erlassenen Ausfuhrverbote hin. War, fragte er, das Ausfuhrverbot vom

22. Mai 1799 wirksam? Entsprach es seinem Zwecke, so bedürfe es keines neuen, weil es noch nicht aufgehoben sei; war es aber unnütz und fruchtlos, so werde es auch die neue Verordnung sein und aller Vorsicht ungeachtet eludirt werden. Sei doch der Staat selbst in dem Falle, beträchtliche Summen zur Zahlung von Interessen und Capitalien ins Ausland schicken zu müssen; um so weniger könne er seinen Unterthanen verbieten, ihre auswärtigen Schulden zu bezahlen. Ein solches Verbot würde nur den eigenen Ruin beschleunigen. Ein Gesetz aber, welches halb erlaubt und halb verbietet, sei schlechter als gar keines.

Der Freiherr von Schloißnigg, der das Verbot der Ausfuhr des Goldes und Silbers vertheidigt, verspreche sich davon nicht nur für den inneren Credit sehr viel Gutes, und berufe sich sogar auf Sully, der bei seinem Eintritte in das Finanzministerium Frankreich in dem elendesten Zustande gefunden, durch das Geldausfuhrverbot aber nicht nur das Land emporgehoben, sondern bei seinem Abgange noch 30 Millionen baares Geld in den Staatscassen zurückgelassen habe. Allein wer die Geschichte von Sully's Finanzverwaltung kenne, der wisse auch, daß nicht das Ausfuhrverbot, sondern seine kluge und weise Staatswirthschaft, überhaupt seine wohlverstandene Sparsamkeit, seine strenge Ordnung in den Finanzen, die Kunst, womit er natürliche Hülfsquellen des Landes zu nutzen, Ackerbau, Handel, Künste und Industrie zu heben, überall Leben und Thätigkeit zu verbreiten wußte, daß dieses die Mittel waren, wodurch er in einem Zeitraume von nicht mehr als 15 Jahren jene großen Resultate bewirkte und seinen Namen als Staatsmann verewigte.

Aber eben diese Mittel sind es, sie sind die einzigen, wodurch auch Oesterreich seinen Credit wieder herstellen, das alte Zutrauen und mit ihm den vorigen Wohlstand zurückführen und nach und nach die Wagschale des Handels mit dem Auslande in's Gleichgewicht bringen könne. Sowie man sich diesem Zeitpunkte nähere, werden Geldagiotage und Geldausfuhr allmählich nachlassen und endlich von selbst aufhören, bis dahin aber werden alle strengen Gesetze zu ohnmächtig, dem Uebel zu steuern, es nur desto gefährlicher machen.

Es sei überhaupt nicht genug zu beklagen, daß man die kostbare Zeit mit ewigen Berathschlagungen und Schreibereien über Projecte verschwende, bei deren Widerlegung man den Verlust jeden Augenblickes bereuen müsse, daß man mit einzelnen unzureichenden, zwecklosen und schädlichen Palliativmitteln sich beschäftige, indeß in der Haupt-

sache wenig geschehe und das Uebel mit jedem Tage weiter und drohender um sich greife.

Unendlich besser und zweckmäßiger wäre es, wenn alle diese Zeit, alle diese Arbeit dazu verwendet würde, einen allgemeinen, gründlichen, festen Finanzplan zu Stande zu bringen, ohne welchen kein Heil für die zerrüttete Lage zu hoffen sei.

Dies sei das einzige Mittel, das retten könne und ohne welches alle anderen ewig fruchtlos bleiben oder vielmehr zu immer größerem Verderben ausschlagen müssen.

Eine weit würdigere und nützlichere Beschäftigung wäre es daher für Männer von Talent, Geist und Kopf, die eigens dazu gewählt und von allen anderen Geschäften dispensirt seien, das Chaos der Finanzen aufzuklären, die Etats der Einnahmen und Ausgaben zu verfassen, auf gerechte, weise und wirksame Mittel zu sinnen, wie jene zu vermehren, diese zu vermindern, wie das Deficit zu bedecken, wie ein Schuldentilgungsfond zu erübrigen wäre, und endlich das Resultat ihres Nachdenkens zu einem wohlgeordneten Plan vorzulegen. Dies wären weit würdigere Gegenstände zu Berathschlagungen als Patente wider Geldagiotage und Geldausfuhr.*)

In beredterer Weise hat wohl Niemand unter den Finanzpolitikern jener Tage die Nachtheile der Papiergeldfluth geschildert als der Erzherzog. Zu wiederholten Malen versuchte er seinem Bruder in populärer Weise die Grundsätze des Geldwesens darzulegen und die Beseitigung des Papiergeldes als die Basis zur Heilung „der Schwindsucht des Metallgeldes“ zu fordern. „Die erste Folge der Bancozettel sei schrecklicher Wucher. Der Staat selbst müsse hohe Zinsen zahlen, erhalte bei einem Anlehen aus der Fremde weniger dafür und müsse mehr zurückzahlen. Die zweite Folge sei, daß der Handel mit Erzeugnissen und Manufacturen den schnellen Veränderungen des Curses ausgesetzt sei. Drittens, Gewerbe und Betriebsamkeit leiden durch die Theuerung aller Bedürfnisse; Häuser, Zinsen, Arbeitslohn steigen; der Staat nehme weniger ein und gebe mehr aus, der Beamte müsse darben. Der Einwurf, daß der Staat durch die Bancozettel 12 Millionen an Interessen spare, besage nichts, denn die Unterthanen würden lieber 12 Millionen mehr Steuer bezahlen, um der Erhaltung ihres Vermögens gewiß zu sein; sie würden durch diese Zahlung ihren Zustand um 24 Millionen verbessern. Die Hauptsorge der Regierung

*) Diese Denkschrift vom 28. März 1802 wurde durch einen Vortrag der geheimen Creditscommission vom 18. Februar veranlaßt.

müsse daher mehr oder minder auf vortheilhafte Abolition des Papiergeldes gerichtet sein."

So warm der Erzherzog für die Verminderung der Bancozettel eintrat: gegen die kleinlichen Maßnahmen, die in Vorschlag gebracht werden, wendete er sich mit großer Entschiedenheit.

Ein Lieblingsplan des damaligen Hofkammerpräsidenten Graf Zichy war die Gründung einer Schuldenamortisationscassa nach dem Muster des Sinkingfonds in England. Eine größere Anzahl von Gutachten wurde abgefordert, über welche Karl ein vernichtendes Urtheil fällte. Seit Monaten schrieb er, werden Acten gerschrieben, während ein vernünftiger Mann binnen 24 Stunden hätte darthun können, daß zu diesem Plane nichts reif sei. Von der Gründung einer Amortisationscassa könne insolange keine Rede sein, als bis über die Bedeckung des laufenden Staatsaufwandes nicht umfassende, vollkommen beruhigende Ausweise vorgelegt und ein reeller, beträchtlicher Ueberschuß dargethan sein werde. Zur Erreichung einer adäquaten Bedeckung des laufenden Staatserfordernisses, sowie noch mehr zur Erreichung eines Ueberschusses bei den Einnahmen seien manche neue Ressourcen nothwendig und man solle nicht in jedem Monate mit einer neuen Steuer oder Steuererhöhung fragmentarisch auftreten, sondern auf einmal all' dasjenige fordern, was man dringend nothwendig habe.

Man muß dem Grafen Zichy nachrühmen, der seit 1803 mit der Leitung der Finanzen betraut war, daß er in Ersinnung von Vorschlägen wie das Gleichgewicht im Staatshaushalte herzustellen, die Bancozettel zu vermindern, die verzinsliche Staatsschuld zurückzusetzen, unermüdlich war. Seit dem Herbste 1803 erstattete er eine große Anzahl von Vorträgen, die sich auf diese Fragen bezogen. Wie man auch bei näherer Prüfung über die mannigfachen Anträge denken mag: dieselben hatten einen großen Vorzug vor allen bisherigen Vorschlägen, auf dem allein richtigen Grundgedanken zu beruhen, daß ohne starke Erhöhung der bestehenden und Einführung neuer Steuern eine Besserung der Finanzen überhaupt nicht zu erreichen sei. Zichy erwartete durch Steigerung der Contribution und Ausschreibung einer Personalsteuer etwa ein Mehr von einigen Millionen und dadurch die Bedeckung des Abganges. Allerdings erschienen unter den Einnahmen auch solche, die anfechtbar waren, z. B. ein Reingewinn für geprägtes Kupfergeld in dem bedeutenden Betrage von sechs Millionen. Allein viele von den Vorschlägen blieben unerledigt, da der Kaiser nicht zu bewegen war, eine Steigerung der Steuern, die allerdings zum Theil

wenigstens die Bevölkerung schon stark belasteten, seine Zustimmung zu ertheilen.

Das fortwährende Sinken des Notenwerthes bereitete den Staatsdenkern bange Sorgen und man lugte nach Mittel zur Abhülfe aus. Es ist bezeichnend, daß man streng genommen, mit kleinlichen Maßnahmen dem Uebel Einhalt zu thun erwartete. Um dem Verkehr Silbergeld zuzuführen, beantragte der Hofkammerpräsident Graf Zichy einen Theil der Beamtenbesoldungen in Conventionsmünze zu zahlen. Eine Denkschrift des Erzherzogs befaßt sich ausschließlich mit diesem Gegenstande. Mit Schärfe und Klarheit legt er dar, daß eine Verbesserung des Curses dadurch nicht erreicht werden dürfte; „Conventionsgeld sei in der Monarchie unter den Händen des Publicums so selten geworden, daß man dieses Geld wie Denk- und Krönungsmünzen aufbewahre. Jeder wolle einige Stücke verwahren, viele ohne anderen Zweck als sie zu haben. Man mache sich mit noch schimmernden Thalern Geburts- tags- und Namensgeschenke“. Was nicht im Privatkasten aufbewahrt werde, käme in die Hände der Agioteure und durch diese in's Ausland. Um auf den Curs Einfluß nehmen zu können, müßten bestimmte Summen zu einer systematischen Operation verwendet, nicht auf's Gerathewohl in die Welt gesandt werden. Die vorgeschlagene Maßregel würde manchem Beamten allerdings einigen Vortheil gewähren, allein für die Verbesserung der Staatsdienerentlohnung sei eine zweckmäßigere und entsprechendere Maßregel bereits getroffen worden, indem minder besoldeten, nicht vermöglichen Beamten eine Procentualzulage bewilligt worden sei. Durch Maßregeln, die eine entschiedenere Verbesserung des Curses und daher in Folge dessen größere Wohlfeilheit bewerkstelligen würden, wäre den Staatsdienern mehr geholfen. Die Ausgabe guten Geldes wäre nur dann gerechtfertigt, wenn man mit hinreichenden Summen versehen wäre, um in Kürze die Agiotage niederzuschlagen und wenn gleichzeitig periodische Bancozettelvertilgungen vorgenommen würden.*)

Der Finanzminister wurde jedoch nicht anderen Sinnes, obgleich auch andere Rathgeber des Kaisers sich in ähnlicher Weise wie Karl aussprachen. Eine Denkschrift Trauttmansdorff's fertigt die Behauptungen Zichy's nicht ohne schneidenden Hohn ab. Der Finanzminister bemühte sich in einem selbstständigen Vortrage die für seine Ansicht

*) Noch weitere Bemerkungen über die Frage: Soll man einen Theil der Besoldungen, Gagen u. dgl. in Conventionsgeldern al pari zahlen?

sprechenden Gründe darzulegen; die Aufrechterhaltung des Credits der Bancozettel erheische diese Maßregel; die Einstellung würde widrigen Eindruck machen; da den Kaufleuten, Gewerbetreibenden und Bauern keine sonstigen Quellen zur Erlangung des Silbers zu Gebote stünden, würde man sich behufs Verwechslung der Zettel gegen kleinere und Kupfermünzen an die Bancozettelcassa wenden, wodurch diese bald an Kupfergeld erschöpft und die übrigen Auswechslungen zu bestreiten außer Stande wäre! Die Summen, welche an die Militärs, Beamten und Pensionisten in monatlichen und vierteljährigen Raten bezahlt werden, gelangen durch ebenso viele tausend Wege in Circulation, und wenn dieselben durch Agioteure eingewechselt würden, so komme der Nutzen den Staatsbeamten zu Gute. Die Steigerung der Agiotage werde nicht groß und bedenklich sein; Niemand werde auf Conventionsmünze agiotiren, um sie einzusperren, sondern sie kaufen, um ausländische Schulden zu tilgen, und dann brauche er nicht an die Börse zu gehen, oder man werde das Conventionsgeld zu Zahlungen an das Aerar benutzen und dann fließe die Münze wieder den Staatscassen zu. So zu lesen in einem Votum des Grafen Zichy, welches er am 8. Juli 1803 über mündlich ertheilten Befehl des Kaisers abgefaßt hat.

Nochmals ging der Erzherzog an eine Bekämpfung der finanzministeriellen Auffassung in einer Denkschrift vom 23. October 1803; die Finanzstelle, heißt es am Schlusse, wolle zuerst sich des guten Geldes entledigen und dann an der Besserung des Curses arbeiten, das heißt zuerst die Mittel verschleudern und dann den Zweck befördern.

Bei der Eigenthümlichkeit des Monarchen, sich nie ganz und voll einem Manne anzuvertrauen und Gutachten von allen Seiten abzufordern, wurden Actenberge zusammengehäuft, welche die mannigfachsten Ansichten und Vorschläge über die zur Herstellung der Finanzen zu ergreifenden Maßnahmen enthielten. Leider herrschte unter den Rathgebern des Kaisers nach keiner Richtung Uebereinstimmung und die Mitglieder der Creditscommission bekämpften einander nicht selten in scharfer Weise. Die einen griffen zu den verschiedenartigsten Steuern, die anderen ersannen neue Anlehensformen, die dritten erwarteten von einem ergiebigen Staatsgüterverkauf gewaltige Zuflüsse, um das Erforderniß zu bedecken, die Staatsschulden zu tilgen, die Papiergeldmasse zu vermindern und vielleicht auch noch Ueberschüsse zu erzielen. Schon damals gab es jedoch einzelne Männer, die eine Besserung der Finanzlage nur in einem Staatsbankerotte erblickten; Graf Zinzendorf, vielleicht der nüchternste, jedenfalls aber der kenntnißreichste unter den

Finanzpolitikern jener Tage, war wohl der hervorragendste Vertreter dieser Richtung. Man dürfe sich, meinte Zinzendorf, keiner Illusion hingeben über den Zustand eines Staates, dessen gewöhnliche Ausgaben die gewöhnlichen Einnahmen um Millionen übersteigen, der zur Bedeckung derselben fortwährend neue Auflagen ausschreiben müsse, der eine verzinsliche Staatsschuld von 600 bis 700 Millionen und ein entwerthetes Papiergeld besitze; endlich eine beträchtliche Menge geringhaltiger Münzen in Curs zu setzen genöthigt sei.

Wir besitzen von dem Erzherzog „eine confidentielle Analyse der verschiedenen Voten", die er seinem Bruder übergab und hier wörtlich folgen mag. Sie giebt jedenfalls den Eindruck wieder, den diese Schriftstücke auf Karl machten. Dieselbe wurde im Jahre 1803 abgefaßt.

„Die Vota des Grafen Majlath könnten alle wegbleiben und man hätte auch nicht Eine Idee verloren."

„Graf Kolowrat hat die größere Hälfte der Zeit hingebracht, die bitteren Ausfälle und beißenden Satyren, welche Graf Zinzendorf auf die bisherige Verwaltung machte, abzulehnen. Kolowrat macht diese Vorwürfe zu einer persönlichen Angelegenheit. Zinzendorf führt die Offensive ohne Rückhalt und animos, Kolowrat die Defensive mit viel Mäßigung. Freilich wäre ganz schweigen noch besser gewesen. Der persönliche Krieg machte zuweilen die Sachen des Staates vergessen, übrigens widersetzt sich Kolowrat oft nicht unglücklich den gewaltsamen Anträgen des Grafen Zinzendorf.

Staatsrath Baldacci hat über denselben Gegenstand, z. B. Domänen in Ungarn und Kaffee-Import, ziemlich gute Ideen geäußert; er scheint die Nothwendigkeit, ein Ganzes zu bearbeiten und auszuführen, gar nicht zu fühlen.

Staatsrath Fechtig hat am gründlichsten über Domänenverkauf und Vertheuerung des Kaffee geschrieben; er scheint für etwas Umfassendes Sinn zu haben, aber er will das Umfassende in einem einzigen Mittel finden, vergißt, was ein Aggregat von vielen Mitteln vermag; er widersetzt sich lebhaft allen partiellen Mitteln, welche die Geistlichkeit oder sonst vermöglichen Classen treffen könnten und will ungeheure, nie zu realisiren mögliche Lasten auf die Masse der Unterthanen werfen.

Zinzendorf ist unerschöpflich an Bildern, Witz und Sarkasmen; Unschicklichkeiten in Vorträgen Anderer deckt er gut auf, aber seine Vorschläge sind abenteuerlich, ein Robespierre könnte sie ausführen;

er giebt übrigens nie ein Surrogat, weder für Bancozettel, die er alle vertilgen will, noch für fremde Gedanken, die er alle verwirft.

Trauttmansdorff hat alle einzelnen Anträge gesammelt und dabei ziemlich gut gezeigt, was nicht geschehen dürfe, aber nicht, was soll geschehen.

Cobenzl hat nichts geschrieben.

Grohmann sagt dem Leser einmal, daß er mit dem vorstehenden Votum einverstanden sei."

Zwei Jahre waren verstrichen, seitdem die Frage über die Herstellung des Gleichgewichtes auf die Tagesordnung gestellt worden, ohne daß eine Einigung über die zu ergreifenden Maßnahmen erzielt worden wäre. Die Creditscommission hatte die Aufgabe erhalten, auf Grund der verschiedenen Gutachten einen Gesammtplan auszuarbeiten. Sie faßte ihre Vorschläge in neun Vorträgen zusammen. Karl giebt den Eindruck wieder, den die Lesung auf ihn machte. „Die Vorschläge," schrieb er seinem Bruder, „involviren solche Widersprüche, welche kaum auf die nämlichen Verfasser schließen lassen, daß z. B. die durch gewaltsame Reduction ersparten Interessen ein Mal zur Deckung des Kupferausmünzungsgewinnes, und ein ander Mal zur allmählichen Kupfertilgung und ein drittes Mal zur Bancozetteltilgung bestimmt werden; daß man mit den aus den Domänen zu lösenden Geldern itzt Bancozettel verbrennen, itzt Obligationen, deren Interessen reducirt werden sollen, herabsetzen will, daß in allen Theilen kein Ganzes, kein Zusammenhang ersichtlich ist; in den Abstimmungen, selbst in solchen, die fragmentarisch richtige Ideen enthalten, war und konnte zum Theil ebensowenig Ueberblick über das Ganze sein. Mancher Vorschlag wurde abgelehnt, weil das Mittel für sich allein nicht helfen konnte, ohne zu bedenken, daß viele Bäche, wenn sie nicht einzeln vertrocknen, einen schiffbaren Strom bilden; andere Anträge verwarf man, weil die Entrichtung den Contribuenten etwas unbequem fallen würde, und zum Theil wollen dann eben diese Votanten allen Unterthanen ungeheure Lasten aufbürden, um eine Hülfe zu verschaffen, die den Kranken auf der Stelle tödten würde.

Man zeigt, daß sich kaum Scheidemünze in der Circulation zu halten vermag und will Conventionsgeld al pari verschleudern, man will unverzinsliche Papiere in Massen vertilgen und den Staat mit ungeheuren Summen neuer verzinslicher beladen, man will Schulden tilgen mit Geldern, die nicht für die täglichen nothdürftigen Ausgaben hinreichen; man beläßt ein ungeheures Deficit und schafft daneben einen

Tilgungsfond; man schreit, das Volk könne keine neue Erbsteuer von ein Paar Procent tragen und schlägt vor, eine anticipirte vierjährige Steuer oder eine Anleihe von ein paar hundert Millionen aufzubringen, man will absichtlich den Curs der Bancozettel zernichten, während Aerar und Unterthan kein anderes Geld sehen, man will itzt einen Bankerott erklären, damit er nicht etwa ein Mal erfolgen könne. Mit solchen Vorschlägen ging das Jahr 1803 beinahe ganz für die Finanzen verloren; an einen umfassenden festen Plan, zuerst das Deficit in den laufenden Ausgaben mit sicheren Ressourcen und dann Mittel zur Tilgung der furchtbaren Menge von Staatspapieren zu treffen, wurde gar nicht gedacht. Es sei dringend, daß der Kaiser keinen Augenblick mehr verliere; die Mittel, welche itzt noch hinreichen, sind in einem Jahre nicht mehr hinreichend, wenn das Deficit sich vermehrt hat, die Masse der Bancozettel zugenommen, der Curs dadurch immer schlechter geworden, die Aerarialausgaben eben darum sich immer vergrößern und durch verschlimmerte Handelsbilanz das Vermögen der Unterthanen sich vermindert hat. Durch Zögern in allen Anstalten habe sich seit dem Frieden die Masse der Bancozettel mit einer reißenden Schnelligkeit, wie in keiner Epoche des Krieges, vermehrt und der Curs sei so gesunken, wie man es nicht ein Mal ahnte, als Wien bedroht war.

„Es läßt sich nicht berechnen, wie hoch das Uebel progressiv steigen wird, wenn man ferner zögert. Ob künftiges Jahr die Hilfe noch möglich ist, die man itzt leisten kann, ob die Conjuncturen Europas dem Staate Zeit gönnen werden, das in 30 Jahren einzuholen, was itzt vielleicht noch in 4—5 Jahren geschehen kann? Es ist daher unerläßlich, daß Ew. Majestät nichts mehr aufschieben, alle möglichen Hülfsmittel unverzüglich und vereinigt anstrengen, keine ablehnenden Gründe mehr anhören, sondern in der vorhabenden Conferenz nicht abbrechen, bis über alle Punkte und Fragen ein entscheidender Entschluß gefaßt ist.“ *)

Der Erzherzog drang mit seiner Forderung nach einem umfassenden Gesammtplane nicht durch. Doch tragen sehr viele Maßnahmen die Spuren seines Geistes. Mit Entschiedenheit bekämpft Karl in einem selbstständigen Gutachten die in Vorschlag gebrachte zehnprocentige Schuldensteuer. Der Staat, heißt es wörtlich, trete gewissermaßen nicht als Gesetzgeber auf, der von seinen Unterthanen einen Theil ihrer Einkünfte fordere, sondern der Schuldner sage zu seinen Gläubigern: „Ich

*) Das Schriftstück ist vom 4. Juni 1803.

will euch künftig nicht mehr die versprochenen 5, sondern $4^1/_2$ Procent bezahlen.“ Unter diesen Gläubigern sind viele Ausländer; den Fremden und Einheimischen werde hierdurch das Wort gebrochen. Zudem verlieren die Gläubiger, die oft kein anderes Vermögen haben, worunter auch viele Witwen und Waisen sind, ohnehin schon viel dadurch, daß sie ihre Interessen in Bancozettel, die gegen klingende Münze so viel Procent tiefer stehen, erhalten. Es verdiene daher eine ernste Prüfung, ob nicht die Wunden, welche durch diese Operation dem Credite des Staates geschlagen werden dürften, größer als die dadurch erzielten Vortheile seien. In Zukunft dürfte Mancher abgeschreckt werden, dem Staate Geld zu leihen, wenn man dergleichen willkürliche Steuern befürchten müßte.

Die Classensteuer warf wenig ab und man erwog die Veröffentlichung der Bekenntnisse. Karl meinte, derartige eigene Schätzungen seien immer dem Betruge unterworfen, und er bezweifelte die Zweckmäßigkeit der geplanten Maßregel. Denn der Regierung gegenüber trage man keine Scheu, sein Einkommen geringer anzusetzen, aber wenn die Steuerpflichtigen nach Gremien und Zünften versammelt würden, dann dürfte die Ambition, theils die Furcht, das eigene Vermögen controlirt zu sehen, die Fatenten zu einer höheren Angabe bestimmen.

In dem Patente, welches für das Jahr 1803 die Schuldensteuer ausschrieb, wurden auf Anregung des Erzherzogs entsprechende Aenderungen vorgenommen. Andere Vorschläge scheiterten an der Entschlußlosigkeit des Kaisers, der sich die Entscheidung vorbehielt, die oft lange auf sich warten ließ, oft nach Jahren erst erfolgte. Den gewichtigen Einwendungen Karl’s ist es zu danken, wenn mit der Erhöhung der Contribution gezögert wurde, da wie er hervorhob, die Last ohnehin stark genug sei. Es war gewiß eine richtige Bemerkung, wenn er auf die Verbesserung des Katasters hinwies, wodurch die Einnahme ohne Erhöhung der Beitragsquote sich mehren würde, wogegen die Creditcommission die Einwendung erhob, daß die Rectification des Katasters eine große und schwere Arbeit sei, die reife Ueberlegung erfordere, und das Versprechen hinzufügte, diesen nützlichen Gegenstand nicht aus dem Auge zu verlieren. Es verging mehr als ein Jahrzehnt, ehe unter ganz veränderten Verhältnissen an ein Werk Hand angelegt wurde, welches nach mehr als einem halben Jahrhundert nicht durchgeführt war. Schon damals stand die Steuerleistung Galiziens mit jener anderer Provinzen in keinem gleichmäßigen Verhältnisse: in Galizien ergab die Contribution 2·027 Millionen, in Mähren und Schlesien

1·994 Millionen. Der Erzherzog wünschte eine schärfere Heranziehung der polnischen Gebiete. Der Kaiser verlangte nur einen gemeinschaftlichen Vortrag der Hofkammer und Hofkanzlei. Vorläufig blieb es beim Alten.

Die zahlreichen Conferenzen, welche zum Theil unter dem Vorsitz des Kaisers stattfanden, beschäftigten sich mit der brennenden Frage des Tages, wie der Abgang im Staatserfordernisse zu bedecken sei. Mühsam genug wurden die erforderlichen Summen zusammengebracht.

Der Schwerpunkt der Verhandlungen lag in dem Militärerfordernisse, und der Gegensatz zwischen der Finanzverwaltung und dem Erzherzoge als Präsident der Hofkriegskanzlei trat nicht selten schroff hervor. Wohl erwünschte und erstrebte auch Karl Ersparungen, und es liegen Weisungen an seine Fachreferenten vor, worin diese mit Rücksicht auf die finanzielle Lage der Monarchie aufgefordert werden, ihre Anträge auf das Nothwendigste zu beschränken. Allein nebst dem ordentlichen Aufwande mußten vielfach Neuanschaffungen gemacht werden, wozu die im ordentlichen Ersparnisse ausgemittelten Summen nicht hinreichten. Die Anschaffung von Feuergewehren erheischte beträchtliche Beträge, denn nicht blos sollten alle Regimenter bewaffnet, sondern auch für einen hinlänglichen Vorrath Sorge getragen werden, um bei einem etwa ausbrechenden Kriege eine Vermehrung der Dragoner bewerkstelligen zu können. Kolowrat hatte für 1802 als Erforderniß 25 Millionen veranschlagt; für 1803 waren 41 Millionen angesetzt worden, die jedoch nichts ausrichteten. Unermüdlich waren die Klagen des Hofkammerpräsidenten: der Schuldentilgungsfond müßte angegriffen, die Kaufschillinge für veräußerte Güter zu anderen Zwecken bestimmt, für das Militär verwendet, die Cassareste herangezogen werden; alle Pläne der Finanzen werden vergebens sein, wenn die Quellen, worauf gerechnet worden, von dem Militärbedarf erschöpft werden. In ähnlicher Weise lauteten die Klagen in den Gutachten der Mitglieder der Creditscommission; fahre der Hofkriegsrath fort, meinte der eine, so viel Geld als bisher in Anspruch zu nehmen und schreite der Kaiser nicht mit ernstlichen Befehlen ein, so werden die Finanzen mit Schuldentilgung und Verbesserung der Finanzen nicht weiter kommen, selbst wenn die besten Pläne entworfen würden. Baldacci äußerte sich dahin: er habe sich schon bei mehr als einer Gelegenheit über die unübersehbaren Folgen, welche der die Kräfte des Staates offenbar weit übersteigende, bei den großen Hülfeleistungen der Länder kaum begreifliche Militäraufwand nothwendig nach sich ziehen müsse, mit Freimüthigkeit und Wärme, wozu ihn Eidespflicht und innigste Ueberzeugung auffordern,

ausgesprochen. Kolowrat sagte: Die Fortdauer des großen Aufwandes für das Militär müßte die Finanzen zu Grunde richten; es sei unmöglich irgend einen Finanzplan durchzuführen, weil die Zuflüsse nicht ihrer Bestimmung gemäß verwendet, sondern von dem Militär verwendet werden; die Finanzen können sich nicht erholen, und der Staat werde von Jahr zu Jahr entkräftet.*)

So begründet diese Klagen waren, so sehr der Erzherzog selbst einer friedlichen Politik das Wort redete: als Leiter des Kriegswesens lag ihm doch die Pflicht ob, für die Bedürfnisse des Heeres Sorge zu tragen, umsomehr als Graf L. Cobenzl, über die auswärtige Politik befragt, sich in nichtssagenden Redensarten bewegte**) und keinerlei Bürgschaft für die Erhaltung des Friedens geben konnte. Graf Zichy wollte den Militäraufwand auf 30 Millionen beschränkt wissen, eine für die damalige Zeit nicht kleine Summe; der Erzherzog wies darauf hin, daß bereits unter Joseph II. das Heer mehr gekostet habe und unter den veränderten Verhältnissen bei den mittlerweile gestiegenen Preisen damit das Auslangen nicht gefunden werden könne.

In den meisten Fragen bekämpfte der Erzherzog die Anträge der Creditscommission und des Finanzministers, aber er unterstützte die Räthe der Krone nicht selten, wenn es galt die Abneigung des Monarchen gegen wichtige Maßnahmen, die ihm zweckmäßig schienen, zu besiegen. Die Geistlichkeit, namentlich jene in Ungarn, trug zu den Staatslasten nur in geringfügiger Weise bei. Der sogenannte kirchliche Beitrag (Subsidium ecclesiasticum) betrug 119.000 Gulden. Diese Summe erschien dem Erzherzoge mit Rücksicht auf die Menge der reichen geistlichen Pfründen zu winzig und er befürwortete die Einführung der Annaten in ähnlicher Weise wie sie Rom früher bezogen. Bei der Berathung des Staatsvoranschlages stellte der Erzherzog den Antrag: Von den Klöstern und Stiften ein Anlehen in Bancozetteln zu fordern, jene in Ungarn und Siebenbürgen gleichfalls zur Betheiligung einzuladen, wodurch vielleicht 25 bis 30 Millionen aufgebracht und mit $3\frac{1}{2}$ Procent verzinst werden könnten. Die Heranziehung der Geistlichkeit wurde jedoch aus dem Grunde abgelehnt, weil dieser Stand gegenwärtig schon stark belastet und sein Einfluß auf das Volk ein sehr großer sei. Die Creditscommission beschloß später alle geistlichen Pfründen, deren Einnahmen die gesetzliche Congrua von 300 Gulden überstiegen, zu einer Beitragsleistung heranzuziehen. Der Kaiser behielt sich jedoch,

*) Die Gutachten wurden im Januar 1803 abgegeben.

**) Eigenhändige Aufzeichnungen des Kaisers, sowie Note L. Cobenzl's.

obgleich der Gegenstand wiederholt erörtert worden war, eine Beschlußfassung vor. Als später eine Ablehnung der Anträge erfolgte, machte Zichy Vorstellungen, ohne den Monarchen anderen Sinnes zu machen.

Seit Graf Zichy mit der Leitung der Finanzen betraut worden war, spitzte sich der Gegensatz des Erzherzogs zu den Behörden immer mehr zu. Er hatte bereits einen zu tiefen Einblick in die Finanzverhältnisse gewonnen, um nicht bei der Prüfung der verschiedenen Anträge die Mangelhaftigkeit derselben auf den ersten Blick zu erkennen. Auch Graf Zichy täuschte sich über seine Ansätze oder wollte sich darüber täuschen. Der Voranschlag für 1804 rechnete mit unsicheren Größen. Karl säumte nicht darauf hinzuweisen, daß manche Ausgaben geringer, daß verschiedene Einnahmen höher angesetzt worden seien als im Ausweise für das Vorjahr. Es sei nothwendig, schrieb er, endlich einmal einen Finanzplan zu erreichen, der nicht mit ephemerischen, sondern mit permanenten Quellen sowohl die laufenden Bedürfnisse decke als die alten Wunden heile, das ist Obligationen einlöse, Bancozettel tilge, die zu vielen Scheidemünzen einziehe und endlich auch für mögliche außerordentliche Fälle Rath schaffe. Um dieses Ziel zu erreichen, sei noch Vieles zu thun übrig, allein die Mittel müßten geprüft, die Entschlüsse gefaßt und realisirt werden. Der heutige Tag kann und sollte für die Lage der Finanzen und der Monarchie entscheidend werden; an diesem Tage sollte der Grund zu reeller Finanzverbesserung gelegt werden, deren Ausführung mit der Zeit den Kaiser von aller Besorgniß befreien könnte, welche der insufficiente wankende Finanzzustand bei jeder Veranlassung erneuern müsse. Bei der Prüfung dürfte jedoch der Gesichtspunkt nicht außer Acht gelassen werden, daß die Bedürfnisse der Finanzen noch nicht gedeckt seien, daß Hülfe dringend nothwendig sei, wenn nicht durch längeres Zögern Alles zu Grunde gehen soll, daß man daher ein ausführbares Mittel nicht verwerfen solle, außer man stelle ein anderes äquivalentes auf.*)

Die Friedensjahre verflossen ungenützt. Mühselig wurden die erforderlichen Summen beschafft, zum Theil durch neue Emissionen von Papiergeld, obgleich der Kaiser zu wiederholten Malen die Weisung ertheilte, von dieser „Quelle" keinen Gebrauch zu machen. Wenn Noth an Mann ging, griff man abermals zu diesem Mittel und suchte oft erst nachträglich die Genehmigung des Kaisers an. Die Schreibfluth

*) Aus einem Schriftstück: „Recapitulation über die Finanzgegenstände." Unterzeichnet: Erzherzog Karl.

wurde immer wieder entfesselt durch die unvermeidlichen Fragen, welche der Kaiser stellte. Nachdem die Creditscommission jahrelang Gutachten in Hülle und Fülle erstattet hatte, stellte der Kaiser in an den Grafen Kolowrat gerichteten Handschreiben vom 21. August und 28. September 1804 eine Reihe von Fragen auf, deren Erörterung er verlangte; wie der Curs gegen des Ausland zu heben und ob dies nicht das erste aller Uebel sei, das geheilt werden müsse, und ob dieser schlechte Curs nicht seinen vorzüglichen Grund in der Zahlungs- und Handlungs-Unterbilanz Oesterreichs habe; wie dieser schlechte Curs gründlich nach und nach zu beseitigen sei; ob mittelst einer sehr klug modificirten Veräußerung eines beträchtlichen Theiles der Staats- und Fondsgüter, oder durch Vermehrung der Production oder sonst auf eine Art; ob es nach richtigen und staatswirthschaftlichen Grundsätzen räthlich sei, so viele Domänen in eigener Regie zu haben, oder ob bei einem Finanzkrebsschaden wie der österreichische nicht höhere Rücksichten die Veräußerung solcher Güter bei Abgang anderer ergiebiger Mittel verlangen; woher die gegenwärtige Theuerung im In- und einem großen Theile des Auslandes rühre: ob dieselbe ihren Grund in Oesterreich in der zu großen Quantität des umlaufenden Papiergeldes habe und mit welchen Wahrscheinlichkeitsgründen wenigstens diese Meinung behauptet werden könne, oder ob der Grund dieser Theuerung nicht vielmehr darin gesucht werden müsse, daß die österreichische Papiercirculation nicht absolut, sondern blos relativ zu groß sei; wie die Masse der Bancozettel nach und nach zu vermindern und gute Münze in Umlauf zu setzen und ob vor hergestelltem Curse nicht die Ausstoßung aller guten Münze mit den größten Anstrengungen zurückgehalten werden müsse, oder ob es nützlich sei, die gute Münze simpliciter gegen Agio zu verkaufen, oder ob nicht durch eine partielle Devalvirung der Bancozettel noch eher und geschwinder der beabsichtigte Zweck erreicht werden könnte; ob es zweckmäßig sei, so viele Scheidemünze von Silber und Kupfer in Umlauf zu setzen, als bis jetzt geschehen sei, und welche Mittel vorzukehren seien, theils um mehr gute Münze zu erhalten, theils um inzwischen, ehe man mit guter Münze herausrücke, doch etwas Münze in der Circulation zu lassen; ob eine Hauptbankanstalt im Centrum der Monarchie nicht nöthig sei, um auf eine leichtere und geschwindere Art alle diese Zwecke zu erreichen, oder ob dies nicht durch andere Modalitäten zu bewirken möglich wäre; ob die verzinslichen oder unverzinslichen Staatsschulden für den Staat drückender seien; ob die ausländische oder inländische verzinsliche

Staatsschuld zu tilgen sei; ob die Ordnung in den Finanzen ohne Herstellung einer bündigen Staatscontrole erhalten werden könne und wie diese Staatscontrole organisirt sein müsse, ob ein eigenes Staatsfinanzcomité nöthig und welcher Wirkungskreis demselben anzuweisen wäre, um ohne viele Umtriebe die Herstellung der Finanzen zu erreichen.

Neuerdings begannen die Berathungen; neue Gutachten werden abgegeben; in einem zusammenfassenden Vortrag stellte Graf Kolowrat die verschiedenen Ansichten zusammen; das Schlußergebniß war dasselbe wie früher: Nichts. Ob Erzherzog Karl sich auch in diesem Stadium an der Beantwortung der von seinem Bruder festgestellten Fragen betheiligte, bin ich zu entscheiden nicht in der Lage. Unter den mir zu Gesichte gekommenen Papieren des Erzherzogs findet sich aus dieser Zeit keine solche umfassende Denkschrift, die den ganzen Complex der Finanzverhältnisse zum Gegenstand der Erörterung machen würde. Seit dem Januar 1804 nahm ohnehin die Besorgung der auf Krieg und Marine bezüglichen Angelegenheiten seine ganze Kraft in Anspruch.

Der Krieg fand Oesterreich finanziell ungerüstet. Als er in Sicht stand, schilderte Graf Zichy in einigen Vorträgen seine Noth; ihm wirbelte der Kopf, wenn er für die gewaltigen Forderungen der Heeresverwaltung Rath schaffen sollte; er half sich so gut oder so schlecht es ging; Millionen wurden der Baarhauptcasse entnommen, andere wurden dem Bancozetteltilgungsfonde und den Baarvorräthen des Religionsfonds „entlehnt", der Rest durch „Ausschneiden der Bancozettel" beschafft. Wohl liefen auch einige Subsidien aus England ein, aber sie waren unzulänglich. Im August 1805 veranschlagte die Kriegsverwaltung das Erforderniß für 1806 mit 110·669 Millionen, wozu noch beträchtliche andere Summen kamen, für deren Bedeckung Sorge getragen werden sollte." *) Im Ganzen waren 147·730 Millionen Gulden zu beschaffen. Die Vorträge an den Kaiser über die zur Verfügung stehenden Mittel gewähren ein trauriges Bild; die vorgeführten Hülfsmittel standen nur auf dem Papier. Es macht einen eigenen Eindruck, wenn in einer kaiserlichen Entschließung, die am 17. August 1805 in die Hände des Finanzministers gelangte, der feste Entschluß angekündigt wird, niemals zugeben zu wollen, „daß die Zahl der Bancozettel auf irgend eine Art vermehrt werde, sondern vielmehr dahin gearbeitet werden müsse, selbe, selbst im Falle eines wiederausbrechenden Krieges, so schleunig als

*) Zuschrift des Hofkriegsrathes an Zichy, 16. August 1805.

möglich zu vermindern und dagegen gute Münze in Umlauf zu setzen und zu erhalten."

Auch später verfolgte der Erzherzog die finanziellen Verhältnisse des Staates mit großer Aufmerksamkeit und der traurige Stand derselben dürfte ihn in seiner Friedenspolitik noch mehr bestärkt haben. Halben Maßregeln Feind befürwortete er zielbewußtes Vorgehen. Die öffentliche Meinung erwartete, nach Beendigung des unglücklichen Krieges, im Jahre 1806 einen Staatsbanquerott; von Einigen gewünscht und erhofft, von Anderen gefürchtet. Auch Karl neigte der Ansicht zu, daß, wenn die Regierung sich nicht zu durchgreifenden Entschlüssen aufraffe, der finanzielle Schiffbruch vor der Thüre stehe, da gelinde Mittel keine Abhülfe mehr zu schaffen vermögen.

Es scheint, daß er sich sogar mit dem Gedanken einer Herabsetzung des Nominalwerthes der Bancozettel befreundet hat. Wenigstens überreichte er dem Kaiser eine Denkschrift, die er von einem Ungenannten erhalten zu haben angab, in welcher rasche Hülfe durch Heranziehung aller Classen der Bevölkerung empfohlen wird. „Wenn der Schiffbruch droht," heißt es daselbst, „wirft jeder gern einen Theil seiner Habseligkeiten in die Fluthen, um den Rest und sich selbst zu retten. Wir alle kennen die Gefahr, wir bringen gerne das Opfer, welches nöthig ist, den Monarchen, die Nationalselbstständigkeit und uns zu retten. Aber damit gerettet werde, müssen Alle zusammenwirken und dieses kann nur geschehen, wenn der Monarch fordert. Er fordere von Allen und spreche nur das Wort; damit wird geholfen."

Der Vorschlag ging auf Einführung einer progressiven Capitalsteuer und wenn diese nicht hinreiche, um schnell und ergiebig zu helfen, damit eine Devalvirung der Bancozettel um ein Fünftel ihres Nominalwerthes zu verbinden. Eine Devalvirung allein, meint der Verfasser der Denkschrift, würde mit einem Male den Staatscredit in seinen Grundfesten erschüttern; jeder würde diesen Schritt als ein temporäres Verzweiflungsmittel ansehen, welchem ehestens weitere ähnliche nachfolgen müßten. Ganz anders verhalte es sich, wenn gleichzeitig auch Schritte zur Schuldentilgung und Finanzreform erfolgen.

Daß an eine Finanzreform Hand angelegt werde, sei unerläßlich und unverschieblich. Es sei die heiligste Pflicht des Souveräns, das Höchste, was ihm sein Gewissen und sein gepfändetes Wort auferlegt, seinen Staat zu retten und unübersehbare Greuel einer Revolution von ihm abzuwenden. „Der Monarch entsetzt sich über die mindeste Ungerechtigkeit und es giebt keine schreiendere, als wenn der Souverän

unthätig zusieht, wie das Erbe seiner Väter, welches er seinen Kindern zu vererben verpflichtet ist, zu Grunde geht, und 24 Millionen, denen er Schutz und Sicherheit schuldig ist, in ewig banger Erwartung einer verzweiflungsvollen Zukunft und ihrem unabwendbaren Verderben entgegengehen." So weit die Denkschrift.

„Ich glaube mit ihm und mit Jedem, der unsere innere Lage kennt", schrieb Erzherzog Karl seinem kaiserlichen Bruder bei Uebersendung dieses Schriftstückes im Jahre 1807, „daß ohne schnelle durchgreifende Hülfe der Staat in sich selbst ohne äußeren Angriff zusammenstürzen müsse; daß langsame Mittel nicht mehr helfen, daß bei den politischen Conjuncturen gar keine Zeit mehr zu langsamer Hülfe übrig bleibe."

„Was nach dem Preßburger Frieden sich noch auf einige Jahre hinausdenken ließ, steht uns itzt in einigen Monaten bevor."

„Kein Mann im Staate kann Ew. Majestät die letzte Stunde verbürgen, in der noch Rettung möglich wird; nur Selbstbetäubung oder absichtliche Täuschung oder hoffnungslose Gleichgültigkeit können die Gefahr verschleiern."

„Wollen Ew. Majestät sich und Ihren Nachkommen einen Thron sichern, so muß den Finanzen schnell geholfen werden."

Graf Franz Stadion.

Nach Briefen an Franz Freiherrn von Pillersdorff aus den Jahren 1846 bis 1848

Von Joseph Alexander Frhr. v. Helfert.

III.*)

Der Regierungserlaß wegen Aufhebung der Robot und unterthänigen Leistungen gegen eine künftig auszumittelnde Entschädigung rief bei der die Abtrennung von Oesterreich planenden Partei eine maßlose Aufregung hervor. Die nächste Folge davon war der Ausbruch in Krakau, 26. April, zugleich das erste Unternehmen dieser Art, das seit den Pariser Februartagen mit dem vollständigen Siege der rechtmäßigen Gewalt endete und in wenig Tagen später die Niederwerfung des bewaffneten Widerstandes im Posen'schen zur Folge hatte. Gleichwohl blieben diese beiden Ereignisse ohne nachhaltige Wirkung, weil im großartigen Sturme der mitteleuropäischen Revolution die Bewegung im südwestlichen Polenlande doch nur eine abseitige Rolle spielte, und weil, was Krakau insbesondere betraf, die noch immer in Wien agitirenden Mitglieder der galizischen Deputation aus den zersplitterten Fenstern der Grodskerstraße auf der Aula und beim Centralcomité der Wiener Nationalgarde**) ausgiebiges Capital zu schlagen verstanden. Stadion's Stellung erfuhr durch den Sieg der kaiserlichen Waffen in Krakau keine Besserung; im Gegentheil, zu der frühern Aufregung der Mißvergnügten gesellte sich jetzt die Erbitterung über den geschei-

*) I. siehe „Oesterr.-Ungar. Revue", 1887, Heft I, S. 1; II. siehe Heft II, S. 16.

**) Memorandum der polnischen Deputation an das löbliche Centralcomité der Wiener Nationalgarde, Wien 30. April; Fol., ohne Druckort. Unterzeichnet: Lubomirski, Ziemiałkowski, Dobrzański, Zbyszewski, Borkowski.

terten Putsch, was dem Gouverneur neue Verdrießlichkeiten bereitete. Denn von der galizischen Deputation aufgestachelt, stellte das genannte Centralcomité an das Wiener Ministerium am 7. Mai die Forderung um „sofortige Absendung einer Commission, welche aus sechs von dem Centralcomité aus der Bevölkerung Wiens zu wählenden Abgeordneten, zwei denselben beizugebenden Regierungscommissären und zwei Mitgliedern der polnischen Deputation zu bestehen" und „den Grund oder Ungrund der von der polnischen Deputation erhobenen Beschwerden an Ort und Stelle auszumitteln" hätte. Außer dieser Beschwerdeschrift, welche Pillersdorff am 8. an Stadion mit der Bitte um ein „motivirtes Gutachten" sandte, liefen wiederholte Petitionen ein, die aus Anlaß der Vorfälle in Krakau „genaue und strenge Untersuchung des Verfahrens der k. k. Behörden" verlangten, worauf mit Ministerialerlaß vom 19. Mai, Z. 115/43, die Zusicherung erfolgte, ein Hofcommissär werde gemessene Aufträge zur Zusammensetzung einer solchen Untersuchungscommission erhalten — eine Zusage, deren Erfüllung im Drange der Ereignisse beiderseits in Vergessenheit gerathen sein mag, mindestens hat von einer Erfüllung derselben nichts verlautet.*) Auch legten die Geschäftigen im Lande auf das Erscheinen eines kaiserlichen Hofcommissärs kaum einen anderen Werth, als um dem ihnen überall im Wege stehenden Gouverneur eine Verlegenheit zu bereiten oder wohl gar dessen Absetzung zu veranlassen. Ihnen war es vielmehr um eine nationale Organisation in ihren eigenen Kreisen zu thun, und diesen Zweck erfüllte die Rada narodowa (Nationalrath) mit dem Hauptsitze in Lemberg und mit Filialen in allen irgend bedeutenderen Städten des Landes, die trotz Stadion's Verbot und Gegenmaßregeln immer größere Macht und Einfluß erlangten. Das ganze Land sei aufgewühlt, berichtete er nach Wien, die gesammte Intelligenz sei eines Sinnes in ihrem Ziele und in den Mitteln dasselbe zu erreichen; ihr Streben gehe dahin, die österreichische Regierung unmöglich zu machen, es aber nirgends auf Gewalt ankommen zu lassen, so daß man ihnen unter verfassungsmäßigen Verhältnissen nicht auf die Kappe gehen könne.

Stadion's Lage war in der That nach allen Seiten hin trostlos. „Ich sehe den Augenblick kommen," schrieb er am 29. April an Pillersdorff, „wo die Regierung uns aus den Händen fällt und wir neben der eigentlichen Regierung dastehen. Ich habe eigentlich nur das ruhige Zusehen zur Desorganisirung des Landes, und das ist ein gräßlicher

*) Vgl. meine „Geschichte", III, S. 33 f.

Zustand." Dann am 4. Mai: „Die Verhältnisse, in denen wir hier leben, sind in der That von der Art, daß sie einen ganz confus zu machen geeignet sind. Ich komme mir vor, wie ein Schiffscapitän mit einer theilweise meuterischen Besatzung an Bord des Schiffes, das Steuerruder und Segel verloren hat und keinen Compaß besitzt. Ich steuere von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde mit einem schlechten zur Noth zusammengeflickten unausgiebigen Steuerruder, täglich gewärtig zu scheitern. Bald finde ich mich in einer Strömung, die ich zu benützen suche, nicht um eine bestimmte Richtung einzuhalten, sondern dem nächsten Felsen auszuweichen; dann sehe ich die Wolken an, um zu wissen, wie gerade die Lüfte ziehen und für den nächsten Augenblick mir zu helfen. Es ist ein Zustand, wie ich mir ihn gar nicht möglich dachte und wo es beinahe zu verzeihen ist, wenn momentan einen die Verzweiflung und volle Rathlosigkeit überfällt."

Gleichwohl hatte Stadion, als er diese Zeilen schrieb, bereits einen Punkt gefunden, der ihm zu gestatten schien, festen Fuß zu fassen und gegen den revolutionären Andrang Stand zu halten. Wenn er von der „theilweise" meuterischen Besatzung seines Schiffes schrieb, so hatte er als wohlthuenden Gegensatz einen Theil der Bemannung im Auge, welchem von allem Anfang das Treiben der polnischen Partei widerstrebt hatte, der aber in der ersten Zeit noch zu eingeschüchtert und unentschlossen war, um eine entschiedenere Stellung einzunehmen. Es waren dies die Ruthenen, der klein-russische Bestandtheil der Bevölkerung, welchem der ganze Osten des Landes gehört, seit dem Anfall ihres Gebietes an Polen das Stiefkind des herrschenden Stammes und durch jahrhundertelangen Druck zwar in seiner Erbitterung gestärkt, aber in seinen Kräften gelähmt, in seinem Muthe gebrochen. Obwohl gleich nach der „Revindication" von Galizien und Wladimirien Gubernialrath Koranda 1775 die Wiener Regierung aufmerksam gemacht hatte, daß man es in diesen Ländern keineswegs blos mit dem polnischen Elemente zu thun habe, daß vielmehr „in dem größten Theile" der beiden Königreiche „nicht die polnische, sondern eine Art der russischen oder illyrischen die Sprache des gemeinen Mannes" sei, so hatte sich die Sorgfalt der österreichischen Regierung darauf beschränkt, für die kirchlichen Bedürfnisse dieses zahlreichen Volksstammes Veranstaltungen zu treffen, hatte Joseph II. ruthenische Vorträge für die Theologen graeci ritus abhalten, Leitfäden für die theologischen Disciplinen in ruthenischer Sprache abfassen lassen u. dgl.*) Ihre weiteren Wünsche in Rech-

*) Meine „Geschichte", II, 158 bis 161.

nung zu ziehen, die Hebung der Volksmasse im Großen und Ganzen als Ziel der Regierung hinzustellen, blieb einem Staatsmanne von dem Scharfblick und der Willenskraft Stadion's vorbehalten, die aber in der ersten Zeit, wie erwähnt, an der Thatlosigkeit dieses so lange Zeit vernachlässigten, ja völlig in den Hintergrund geschobenen Volkes zu scheitern schien. Erst zu Anfang Mai konnte Stadion ausrufen: „Endlich haben sich die Ruthenen bewegt! Ich zweifelte noch vor Tagen an ihrem Muthe, mit Kraft dem terroristischen Wesen des polnischen großen Clubs entgegenzutreten. Allein der erste Schritt ist geschehen, mit Würde und Ernst haben sie sich ausgesprochen und es könnte dieses der Anfang von etwas Gutem sein". Das war es auch. Denn kaum würde es der kaiserlichen Regierung möglich geworden sein, in dem Wirrsal der Zeit, bei der die polnische Intelligenz des ganzen Landes beherrschenden Tendenz der Losreißung von Oesterreich, aufrecht zu bleiben und Widerstand zu leisten, wenn sie nicht fortan in der Hauptstadt und im ganzen östlichen Gebiete des Landes an der Loyalität und Ergebenheit des klein-russischen Elementes einen sichern Rückhalt gehabt und diesen im Sinne der Erhaltung zu benützen verstanden hätte. Darum war „die Erfindung der Ruthenen," wie bei den Polen fortan das Schlagwort lautete, der empfindlichste Schlag, der den Abtrennungsgelüsten derselben beigebracht werden konnte und der ihren Haß gegen den österreichischen Staatsmann auf den Gipfelpunkt brachte.

Im Lande selbst sollte Stadion diesen Haß nicht mehr lang zu tragen haben; denn schon war er für weitere Ziele, für eine allgemeinere Aufgabe erkoren. Kaum acht Tage nach dem Briefe, welchem wir die angeführten Stellen über seine Lage zu Anfang Mai entnommen haben, erhielt Stadion ein vertrauliches Schreiben Pillersdorff's mit der Anfrage, ob er sich entschließen könnte, ein Ministerium und den Vorsitz im Ministerrathe zu übernehmen. Gleichzeitig oder bald darauf kam ihm ein vom 11. datirtes Handschreiben des Erzherzogs Franz Karl zu, welches ihn aufforderte, nach Wien zu kommen. Stadion war nicht der Mann, sich, besonders in einer Zeit wo die Noth drängte, einem Rufe zu entziehen, welchem er nach seinen besten Kräften zu entsprechen sich geeignet glaubte. Seine erste Sorge aber war für das Land, dessen fernere Leitung er nun anderen Personen anvertrauen mußte. Stadion's Vorschlag war, für den Fall seiner Abberufung, Galizien unter einen General zu stellen, der gute Formen besitze und sich in der Führung nicht blos militärischer Angelegenheiten erprobt habe und der als Civil- und Militär-Gouverneur an der Spitze der Gesammtverwaltung stehen

müßte. Die Civilverwaltung des Landes wäre, um dem nationalen Elemente Rechnung zu tragen, zu theilen und Lemberg für den östlichen ruthenischen, Krakau für den westlichen polnischen Theil als Regierungssitz zu bestimmen. Auf die Personenfrage übergehend, hielt er für den obersten Posten den galizischen Commandirenden Feldmarschall-Lieutenant Wilhelm Freiherrn von Hammerstein-Equord nicht für den geeigneten Mann; er sei kein Geschäftsmann, kein Staatsmann, ebensowenig ein Mann der Mittheilung, „und das muß ein Gouverneur sein". Hammerstein's Umgebung sei durchaus loyal, „aber lauter sabreurs," und er sehr leicht zu beeinflußen. „Mir giebt er nach und wir stehen auf dem besten Fuße; aber ich fürchte den Einfluß der Militärpartei, deren Charakter dem Aufrufe der Lemberger Garnison, welcher dem Kriegsminister vorgelegt wurde, zu entnehmen ist." Stadion wies auf den Commandirenden in Slavonien und Syrmien Feldmarschall-Lieutenant Baron Hrabovsky, oder „noch besser" jenen in Siebenbürgen Baron Puchner oder den Generalmajor Heinrich Ritter von Roßbach, „der in Dalmatien und Tirol die allgemeine Achtung und Zuneigung sich erworben hat". Für seinen eignen Nachfolger in Lemberg schlug Stadion den Gubernialrath Agenor Grafen Gołuchowski, für Krakau den Hofrath Wenzel Ritter von Zaleski vor. Gołuchowski rangirte unter den jüngeren Gubernialräthen, wie Stadion überhaupt jüngere Kräfte bevorzugte. Gołuchowski werde, schrieb Stadion an Pillersdorff, seinem Berufe vollkommen entsprechen, wenn er an einem Civil- und Militär-Gouverneur einen Halt habe; ohne einen solchen würde er, wie Stadion sich nicht verhehlte, kaum auskommen: „Es muß jemand da sein, an den er sich anlehnen kann, wenn es auch nur eine Wand wäre".

Alle diese Vorschläge machte Stadion, wie er Pillersdorff schrieb für den Fall seiner Abberufung, welch' letzteren er jedoch durch eine bloße „Einladung" nach Wien keineswegs eingetreten sah. Am 16. Mai wurde in zwei Lemberger Blättern davon gesprochen, er werde nicht mehr lang an der Spitze des Landes stehen, und das war ihm ein Grund mehr, so sehr er in seiner jetzigen Lage auf Dornen gebettet war, nicht zu weichen.' „Wenn ich," erwiderte er auf das Schreiben des Erzherzogs, „bei dieser Sachlage, wo man einerseits mit einer Untersuchungscommission droht, anderseits meine Abberufung erzwungen zu haben angiebt, meinen Posten ohne bestimmten Ruf verließe, würde dies als Furcht erscheinen;" er könne und wolle nicht den Schein auf sich laden, als ob er sich zu schwach fühle, dem Sturme entgegenzutreten, den die polnische Deputation gegen ihn heraufzube-

schwören suche; er sehe sich darum außer Stande, ohne einen bestimmten Befehl, und zwar des Kaisers, seine Stellung als Statthalter zu verlassen.

Am 26. Mai befand sich Stadion eben in der Sitzung des verstärkten ständischen Ausschusses, wo die Einberufung des Provinzial-Landtages in Berathung war, als ihm die Post ein neuerliches, vom 23. Mai datirtes Schreiben Pillersdorff's brachte. Da er „bei der Wichtigkeit und Dringlichkeit der Verhandlung" die Sitzung nicht verlassen konnte, antwortete er in wenig Zeilen durch fremde Hand und ließ für Pillersdorff eine Abschrift seines an den Erzherzog gerichteten Schreibens beilegen. Unmittelbar nach der Sitzung aber schrieb er eigenhändig und ausführlicher. Er blieb bei seinem ursprünglichen Entschlusse, da er kaum zweifeln könne, „daß Euer Excellenz die Gründe billigen, die mich bestimmen, ohne bestimmte Weisung nicht nach Wien zu kommen. Es ist nicht an mir, einen Posten zu suchen, mich aufzudringen. Auch ist die Stellung, die man mir zugedenkt, keineswegs von jenen, um die man sich reißt. Ich käme auch, wie es mir dünkt, in eine ganz falsche Stellung, wenn ich ohne bestimmten Ruf nach Wien käme und mich als Competent hinstellte, als Retter des Vaterlandes. Ruft mich der Kaiser, werde ich seinem Befehle nachkommen und thun, was ich als ehrlicher Mann nicht lassen kann. Uebrigens glaube ich gar nicht, daß ich mit dem heiligen Geiste in näherer Verbindung stehe und daher vor Anderen den Beruf habe, mich an die Spitze der Verwaltung selbst zu stellen." Er kam dann auf seine beiden Anträge, die Bestellung eines Civil- und Militär-Gouverneurs und die administrative Theilung des Landes zurück. Die Ausführung sei sehr eicht „und nur der Befehl zur Vereinigung von Krakau mit Galizien und zur Aufstellung eines zweiten Guberniums nöthig. Die Details machen wir im Lande in acht Tagen. Ist Krakau in den Provinzial-Landtag von Lemberg einzubeziehen, wie ich glaube, oder soll ein zweiter Landtag in Krakau mit Zuweisung der polnischen Kreise Galiziens zusammentreten, giebt das den Anlaß, die administrative Theilung auszusprechen". —

Wie Stadion etwa acht Tage später ein kaiserliches Handschreiben aus Innsbruck erhielt und wie er am 4. Juni seinen Abgang aus Lemberg bewerkstelligte, um bei der gereizten Stimmung der polnischen Partei jedes Aufsehen zu vermeiden, habe ich an anderem Orte erzählt.*) Bereits aus Wien vom 7., „Mittwoch Abends", datirt ein kurzes Schreiben an Pillersdorff ohne meritorischen Inhalt, welches zugleich

*) Meine „Geschichte", I, S. 35 f.

das letzte des Briefwechsels der beiden Staatsmänner gewesen zu sein scheint; mindestens hat sich in Pillersdorff's Nachlasse keines mehr gefunden. Als Proben aus dieser letzten Phase mögen die nachfolgenden Briefe dienen, wobei, was die Abgerissenheit des Styles in den beiden ersteren betrifft — für den Brief an den Erzherzog scheint er sich einigermaßen gesammelt zu haben —, die zum Anhang des vorhergehenden Artikels gemachte Bemerkung beachtet werden wolle. Unter allen Umständen wird man die hohe Bedeutung dieser Schriftstücke gelten lassen und zugeben, daß sie in der Art wie, und bei den Umständen unter denen sie aufgesetzt wurden, charakteristische Zeichen einer Zeit bilden, deren Studium noch lange nicht abgeschlossen ist. Charakteristisch auch für die beiden Männer, die in Berührung mit einander standen und neben dem Wege amtlichen Geschäftsganges den vertraulicher Mittheilungen benützten, wobei freilich gar sehr zu bedauern ist, daß uns die Erwiederungen Pillersdorff's nicht bekannt sind. Existiren dieselben noch irgendwo? Im Gegentheile, sie dürften ein sehr kurzes Dasein erlebt haben, da weder Stadion noch sein nachmaliger Amtsgenosse Felix Schwarzenberg zu den Aufbewahrern von Dingen gehörten, die ihren momentan-praktischen Zweck bereits erfüllt hatten.

I.

Stadion an Pillersdorff.

Hochwohlgeborner Freiherr!

Ich mache meinen Bericht über den Zustand des Landes und erlaube mir auch im Privatwege Folgendes anzudeuten. Die Regierung steht alle Tage isolirter und die Desorganisazion nimmt in den Reihen der Regierung zu, während im feindlichen Lager das Palladium des Pohlenthums alles täglich mehr vereint. Bald stehen wir allein mit der Truppe und den Bauern, die eine negative Kraft vorstellen, aber die Bewegung nicht unterstüzen können und dürfen. Das gemeinsame Interesse umschlingt Alles was halbwegs Intelligenz hat und wirkt. Wir sind in einer viel schlimmeren Lage als die Regierung in Posen ist. Sie hat ein Element auf das sie sich stüzen kann, das deutsche. Wir haben gar Niemanden der für uns ist oder nicht gegen uns wäre. Selbst ein grosser Theil der Beamten, ein sehr grosser, ist zweifelhaft und ich bin kaum in der Lage genau verfolgen zu können was geschieht, da sich Alles zurückzieht und ich beinahe verfehmt bin als chef der öst. Regierung. Ich will nicht leugnen daß ich anfange rathlos zu werden, und ich sehe den Augenblick wo die Regierung uns aus den Händen fällt und wir neben der eigentlichen Regierung stehen werden. Ich hatte einige Hoffnung auf den Landtag gesezt. Sie wurden getäuscht. Alle Gutsbesizer haben sich einschüchtern lassen und haben sich gegen ihre*) Kompetenz erklärt, und selbst aus ihrer Mitte 20 Individuen gewählt welche sich mit der aufgehobenen rada narodowa in

*) Nicht vielmehr „seine", d. i. des Landtags?

einer anderen Form vereinigen wollen. Die Leute sind einig in Verfolgung ihres Zweckes die öst. Regierung unmöglich zumachen, und bewegen sich in der Art, daß man ihnen geſezlich ſchwer zukann in einem konſtituzionellen Staate. Sie laſſen es nicht auf Gewalt ankommen, geben nach um auf einer andern Seite vorzudringen, und gewinnen täglich an Umfang und Zahl ihrer Anhänger und an terrain. Die zweite adresse welche ſehr klar ausſpricht was die Tendenz dieſer Leute iſt, nämlich gänzliche Losreiſſung von Oeſtreich, iſt der Wahlſpruch Aller und eines Jeden. Mit der prov. Konſtituzion welche nach § 22 das freie Petizions- und Aſſociazionsrecht ausſpricht, die beſonderen Geſeze aber erſt zuſagt, und im § 18 die Anhaltung nur nach der geſezlichen Form die nicht angegeben iſt zuläßt, weiß ich gar nicht mehr was ich für Mittel habe den Uebergriffen der Partey, die Öſtreich hinausjagen will aus dem Lande, entgegenzutreten. Ich habe eigentlich nur das ruhige Zuſehen zur Desorganiſirung des Landes im antiregierungsſinne übrig, und das iſt ein gräßlicher Zuſtand, und ein Zuſtand der ganz aufreibt, weil einem der Boden fehlt und ein beſtimmtes Ziel; nun kommt dazu der § 21 mit Beziehung auf die §§ 17—19 der mir die Hände bindet gegenüber der Emigrazion. Präventivmaßregeln exiſtiren nicht, es bleibt uns daher nichts übrig als zuzuſehen wie die Leute die uns hinausjagen werden ſich organiſiren, ohne etwas zu thun und dann, wenn ſie fertig ſind, uns auf dem Flecke todt ſchlagen zu laſſen. Nach uns kömt dann die Anarchie und der Bauer ſchlagt auf links und rechts und die Konfuſion iſt grenzenlos. Die Zeit drängt in der Art zum Poſtſchluß daß ich ſchließen muß.

Genehmigen Euer Exzellenz den Ausdruck der ausgezeichnetſten Hochachtung

Euer Exzellenz

ergebener Diener

Lemberg den 27. April 1848. Stadion.

II.

Hochwohlgeborner Freiherr!

So lange ich glauben kann, daß meine Bemühungen im Stande ſind, dem Staate von Nuzen zu ſein, ſo lange es die Verhältniſſe mit meiner Ehre vereinbaren laſſen, daß ich dem Staate diene, glaube ich mich nicht den Opfern entziehen zu dürfen, denen in den gegenwärtigen ſo ſchwierigen Verhältniſſen ſich derjenige in größtem Maaſſe unterzieht, der in irgend einer Beziehung an der Regierung theilnimmt. Ich bin daher auch nicht in der Lage irgend eine Beſtimmung auszuſchlagen, in der ich im Intereſſe des Staates Dienſte zu leiſten im Stande ſein könnte. Allein ich halte mich auch verpflichtet auf jene Bedenken aufmerkſam zu machen, die mir höchſt gegründet erſcheinen, und die meine Wirkſamkeit in der hohen Stellung lähmen würden, die man mir anzuvertrauen geſonnen ſein dürfte.

Als Miniſter Präſident iſt man der Ausdruck des Geſammtminiſteriums; der Präſident iſt das Band zwiſchen allen Gliedern desſelben, die Einheit desſelben ſpricht ſich in den Anſichten des Miniſter Präſidenten aus. Wie wäre es mir nun möglich, dieſe Geſammtmeinung vorzuſtellen, wenn ich mit den Anſichten der übrigen Miniſter nicht bekannt bin, ja die meiſten dieſer Herren kaum kenne, und nie in der Lage war mich mit ihren Grundſäzen bekannt zu machen? Auch der Zeitpunkt vermehrt die Schwierigkeit der Übernahme eines ſolchen Amtes. Es hat das Miniſterium ſo manches gethan, ſo manches vorbereitet

was nächstens zur Ausführung kommen wird. Es reicht für den Minister Präsidenten offenbar nicht hin, bloß das Geschehene zu wissen, er muß die Verhandlungen kennen, aus denen es geflossen, er muß die Gründe wissen, die zum Entschlusse geführt, er muß die Sache vertreten oder wenigstens begründen können. Dies braucht Vorbereitung, Studium und wo findet ein Minister in diesen bewegten Zeiten die Musse in ältere Verhandlungen einzugehen und sich gehörig vorzubereiten. Ich weiß nur was die Zeitungen bringen über die Verhältnisse der anderen Provinzen; ich komme auf ein ganz neues Feld, und zweifle an der Möglichkeit bei diesen wirren Verhältnissen mich, sobald als es nöthig wäre, in die Sache einzufinden. Sollten aber Seine Majestät troz der so bedeutenden Schwierigkeiten, die mich auf diesem Posten erwarten würden, doch auf Ihrem Befehle bestehen, daß ich ein Ministerium übernehme und die Präsidentschaft führe, würde ich mich verpflichtet halten, mich insoferne, als es meine Ueberzeugung dem Staate wirklich dienen zu können und meine Ehre erlaubt, dem allerhöchsten Befehle zu fügen. Für diesen Fall würde ich für Galizien vorschlagen einen tüchtigen Militair, der gute Formen hat und sich auch in Führung nicht bloß militairischer Angelegenheiten erprobt hat, z. B. General Hrabowsky, als Gouverneur an die Spize des Civil- und Militairregimentes zu stellen, die Provinz zu theilen und Goluchowski und Zaleski als chefs der getrennten Theile des Landes zu stellen, Zaleski für Krakau, Goluchowski für Lemberg. Es muß nothwendigerweise dem nazionalen Elemente der gebührende Einfluß zugestanden werden, deßhalb muß ein Nazionaler an die Spize des Civils gestellt werden; um Einheit und Kraft zu sichern. Ein gouverneur und zwar ein humaner und verständiger Soldat. Ich deute nochmals auf Hrabowski. Ein Pole ganz selbständig hingestellt ohne einen festen Halt der über ihm steht, kann sich als Landeschef durch längere Zeit nicht halten; er wird aber gute Dienste leisten können, er ist absolut nothwendig als Civilchef unter einem Oberen.

Genehmigen Hochdieselben den Ausdruck der ausgezeichnetsten Hochachtung mit der ich mich zeichne

Euer Exzellenz

ergebenster Diener

Lemberg den 12. Mai 1848. Stadion.

General Buchner scheint auch ein in jeder Beziehung anzuempfehlender Gouverneur zu sein, und vielleicht dem früher Genannten vorzuziehen. Ich schlage diese beiden Herrn vor, ohne auf einen oder den Andern ein besonderes Gewicht zu legen und andre etwa ausschliessen zu wollen; allein mir fällt im Augenblicke kein Andrer ein.

III.

Abschrift eines unterthänigsten Schreibens an Seine Kaiserliche Hoheit den durchlauchtigsten Erzherzog Franz Carl vom 18. Mai 1848.

Gnädigster Herr!

Ohne Verzug hätte ich mich beeilt dem höchsten Befehle, der mich nach Wien beruft, Folge zu leisten, wenn nicht in den letzten Tagen Umstände ein-

getreten wären, die es mir im Interesse der Regierung und meiner Ehre unmöglich machen, ohne bestimmten Ruf der Regierung mich von meinem Posten zu entfernen.

Der Minister des Innern hat in einem vertraulichen Schreiben mich gefragt, ob ich mich entschließen würde ein Ministerium und die Präsidentschaft des Ministerrathes zu übernehmen. Ich habe auf diese Mittheilung geantwortet, daß die Schwierigkeiten, die ich voraussehe, so bedeutend sind, daß ich mich nicht getraue mich bestimmt von hier aus auszusprechen, daß ich aber im Gefühle meiner Pflicht gegen den Kaiser und die Monarchie mich nicht weigere jede Stellung anzunehmen, in der ich hoffen kann, etwas im Interesse des Landes zu thun, daß ich daher in dieser Beziehung den Befehlen des Kaisers entgegensehe. Kaum hatte ich diese Antwort nach Wien gesendet, erhielt ich mit dem Ministerial-Dekrete vom *) d. M. eine Klage des sogenannten politischen Komité zur Rechtfertigung zugesendet. In dieser Klagschrift, die ein Komité der Wiener Nationalgarde einbegleitete, wurden in mehreren Punkten Beschwerden gegen meine Amtshandlungen vorgebracht und von Seite des Komité der Nationalgarde beantragt um meine Handlungsweise zu untersuchen. Die Antwort auf diese Klagen habe ich gegeben. Vorgestern erschienen in zwei hiesigen Blättern Artikel über meine Abberufung; beide Zeitungen lege ich im Anschlusse ehrfurchtsvoll bei. In dem einen Artikel wird gesagt, daß der Minister, gegen das Versprechen der Deputation bei dem Slavenkongresse in Prag nicht zu erscheinen, meine sogleiche Abberufung von hier zugesagt habe; im zweiten wird gesagt, daß ich wiederholt um meine Abberufung gebeten habe und diese demnächst zu erwarten stehe.

Wenn ich nun bei dieser Sachlage, wo man einerseits mit einer Untersuchungskommission droht, andererseits meine Abberufung erzwungen zu haben angibt, meinen Posten ohne bestimmten Ruf verlasse, würde es den Anschein haben, als ob ich aus Furcht mich wegbegeben hätte; als ob der weitere Inhalt des Artikels, daß alle Gesuchspunkte der angeblichen Landesdeputation zugestanden worden wären, wahr sey; als ob ich mich zu schwach fühlte dem Sturme entgegen zu treten, den die polnische Deputation gegen mich heraufzubeschwören sucht. Das Interesse der Regierung würde verletzt, wenn mein Abgehen von hier ohne bestimmten Ruf die Schwäche der Regierung oder des hiesigen Organs der Regierung, des Gouverneurs, beurkunden würde. Meine Ehre wäre verletzt und ich käme in eine falsche Stellung, die es mir unmöglich machen würde weitere Dienste dem Kaiser zu leisten.

Bei dieser Sachlage glaube ich den bestimmten Ruf von Seite der Regierung abwarten zu müssen, die entweder, wie die Zeitung es sagt, mich wegschickt oder aber mich zur Übernahme eines Postens in Wien in die Residenz beruft.

Ich glaube nur auf diese Art dem Interesse des Kaisers dienen zu können und glaube daß auch Ew. Kaiserl. Hoheit meine Gründe würdigen und meinen Entschluß billigen werden. In dem Augenblicke wo ich dazu den Befehl erhalte, verlaße ich Lemberg; ohne bestimmten Befehl glaube ich den bittern Posten nicht verlaßen zu dürfen, den ich hier bekleide.

---

*) Nicht ausgefüllte Lücke; wahrscheinlich das oben S. 20 erwähnte Schreiben Pillersdorff's vom 8. Mai, dessen Absendung von Wien sich vielleicht etwas verspätet hatte.

Die Kunst in Dalmatien.

Von Professor Alois Hauser.

II. Das Mittelalter.*)

Der glänzenden Periode römischer Kunst und antiker Cultur in Dalmatien folgte eine Zeit wüster Kriege und zerrüttender Unruhen, die dem Lande schwere Schläge und Verwüstungen brachte und der Entfaltung fruchtbringender Thätigkeit nach jeder Richtung Schweigen gebot. Die Völkerwanderung bedrängte die Römer in Dalmatien auf das härteste und stellte schließlich vollständig veränderte Zustände in nationaler und staatlicher Beziehung her.

Nachdem die Römer den Gothen Dalmatien entrissen hatten, wurde dasselbe von den Slovenen heimgesucht. Neue Slavenzüge folgten 549 und 551. 568 folgten die Avaren, der Khakhan Baïan sandte 10.000 kutrigurische Hunnen, das heißt, Bulgaren in die römische Provinz, um das Land zu verwüsten. Die folgende Zeit bringt eine fast gänzliche Verödung Dalmatiens, nur die festen Küstenstädte und zum Theil die Inseln mögen hiervon verschont geblieben sein. Weitere Stürme folgten durch die Kroaten und Serben, die unter avarischer Herrschaft ihre Kriegszüge ausführten. Es war dies im siebenten Jahrhundert zur Zeit des Kaisers Heraklius. Kroaten und Serben, die jetzt ihre dauernde Herrschaft in Dalmatien begründeten, zogen als Eroberer ein, und erst als das avarische Reich sank, fand ein Anschluß derselben an den byzantinischen Kaiser und deren Bekehrung zum Christenthume statt. In diese Zeit fällt die gänzliche Zerstörung Salonas und Epidaurus. Die Römer oder Romanen behaupteten nördlich die Inseln Veglia, Arbe, Cherso und Lussin, Ulbo, Selva, Pago, Meleda u. a. enthielten

*) Siehe „Oesterreichisch-Ungarische Revue“, Decemberheft 1886, S. 52.

nur verlassene Ortschaften, von den alten Städten am Festlande blieben nur Jadera (Zara), Tragurium (Trau) und vielleicht Cattaro erhalten, flüchtige Römer aus Salona und Epidaurus gründeten die Städte Spalato und Ragusa. Außer diesen Oertlichkeiten und deren nächsten Gebieten war alles Andere im Lande den Slaven unterthan. Die oberste Civil- und Militärverwaltung des römischen Dalmatiens war in Händen eines byzantinischen Statthalters, Proconsuls oder Strategen, der in Zara seinen Sitz hatte. Der Zusammenhang mit Constantinopel war aber ein sehr loser, da sich die Städte in inneren Angelegenheiten nach einer freie nMunicipalverfassung selbst regierten. Die Kroaten saßen hinter den Römern ins Land hinein von Istrien bis an die Cettina, ihr dalmatinischer Besitz zerfiel in vierzehn Župen oder Gaue, die von eben so vielen Županen, über welche wieder der Großžupan die Oberherrschaft hatte, regiert wurden. Nona und Bielograd waren die größten Städte in diesem Gebiete.

Die südlichen Nachbarn der Kroaten waren die Küstenserben. Von diesen reichten die Narentaner von der Cettina bis zur Narenta wie auch weit in's Land hinein und hielten als berüchtigte Seeräuber auch die Inseln Curzola, Brazza, Meleda, Lesina und Lissa besetzt. Sie trugen viel zur Verödung der dalmatinischen Inseln bei und gaben wegen ihres Räuberunwesens Anstoß zum Eingreifen Venedigs in die Schicksale des Landes. An die Narentaner stießen die Zachlumer, von der Narenta bis Ragusa reichend, mit der wichtigsten Stadt Stagno, dann die Trawunzer von hier bis Cattaro mit der Stadt Trebinje und dem Bezirke von Canale, endlich die Dukljaner, deren Gebiet dem heutigen Montenegro entspricht. Auch die Serben waren von Županen und einem Großžupan regiert, doch bildeten die Narentaner im neunten Jahrhundert einen selbstständigen Staat.

678 scheint ein Friede zwischen Römern und Slaven zu Stande gekommen zu sein. Serben und Kroaten blieben, gegen Anerkennung der byzantinischen Oberhoheit, im Besitze des eroberten Landes und wurden Christen. Johann von Ravenna kam als päpstlicher Legat nach Dalmatien und übertrug den erzbischöflichen Sitz von Salona nach Spalato, das zur Metropole für Dalmatien und Kroatien wurde. Das Mausoleum des Diocletian und der Tempel des Palastes waren nun als Domkirche und Baptisterium dem christlichen Cultus geweiht und die Reliquien der heiligen Anastasius und Domnus von Salona dahin versetzt. Im achten Jahrhundert macht sich der Einfluß der fränkischen Herrschaft geltend. 788 fällt Istrien unter die Franken. Die

Kroaten anerkannten die fränkische Oberhoheit, auch die Venetianer und römischen Bewohner Dalmatiens erkannten 805 Kaiser Karl als ihren Herrn. Darüber begannen im folgenden Jahre neue Kriegszüge unter dem Kaiser Nikephorus, um das Verlorene zurückzugewinnen. Mit den zur See überlegenen Griechen wurde 812 der Friede geschlossen und die griechischen Besitzungen gingen wieder an Byzanz zurück. Doch sollte auch jetzt dem Lande kein dauernder Friede gegönnt sein. Bulgaren und Saracenen bedrohten in der Zeit des schlaffen Kaisers Michael III. in der der byzantische Einfluß sehr gesunken war, das Land, und erst Kaiser Basilius brachte es wieder dahin, daß die griechische Oberhoheit in ganz Dalmatien anerkannt wurde. Der Unterstellung des Landes folgten im neunten Jahrhundert heftige Kämpfe zwischen der römischen und byzantinischen Kirche. In Glaubenssachen trat nun die römische der serbisch-kroatischen Bevölkerung gegenüber; es handelte sich um die Durchführung einer einheitlichen Kirchenverfassung für beide Bevölkerungen und die Anwendung der slavischen Sprache im Gottesdienste. Erst die beiden im 10. Jahrhundert in Spalato gehaltenen Synoden machten dem Streite ein Ende.

Kroatien erlangte jetzt unter Kresimir II. und seinem Sohne Dirzislaw hohe Macht, der sich auch die Narentaner und Zachlumer unterordnen mußten. Unter Dirzislaw, der den Königstitel dauernd in Dalmatien einführte, reichten die Grenzen seines Reiches von Kroatien und Istrien bis Ragusa. Dem slavischen Einflusse erwuchsen aber in dieser Zeit neue Rivalen in den Venetianern und Ungarn, die das Land zur See und vom Hinterlande her bedrängten und durch mehrere Jahrhunderte in wechselnden Kämpfen um den Besitz desselben stritten. Das Seeräuberwesen der Narentaner führte schon 996 zur Verwüstung der Inseln Lissa, Curzola und Lagosta durch den Dogen Petrus Urseolus; zwei Jahre darauf, 998, bewog er alle dalmatinischen Römer und die kroatische Hauptstadt Bielograd zur Anerkennung der venetianischen Oberhoheit.

Am Anfange des 12. Jahrhunderts gelang es den ungarischen Königen, festen Fuß auf der Balkanhalbinsel zu fassen. 1105 trat König Koloman die Regierung über Dalmatien an, die Städte Spalato, Trau, Zara und einige Inseln standen unter ungarischer Oberhoheit, doch fiel 1166 ganz Dalmatien, Bosnien, Syrmien und Kroatien neuerdings für vierzehn Jahre unter byzantinische Herrschaft. Weitere Kämpfe zwischen Ungarn und Venetianern, vorübergehend auch von Sicilien her, erfolgten und führten zu wechselnden Besitzergreifungen

und Verlusten und endlich im 15. Jahrhundert zur dauernden Herrschaft Venedigs über den ganzen Küsterstrich und die Inseln. 1409 wurde Zara durch König Ladislaus von Neapel an Venedig verkauft, während in den folgenden Jahren durch Peter Loredano Almissa, Brazza, Lesina, Curzola, Trau, Spalato und Cattaro erobert wurden. Den Venetianern erwuchs aber ein neuer Feind von der Landseite her in den Türken. Im 15. Jahrhundert begann deren Einfluß auf Bosnien und Serbien.

Die Eroberung dieser Länder durch Murad II., 1448, und die volle Besitznahme durch Sultan Mohammed II. in den Sechzigerjahren desselben Jahrhunderts hatte auch auf das Land Dalmatien und seine Bevölkerung einen bedrückenden Einfluß, dem gegenüber die Herrschaft der Venetianer, trotz ihres selbstsüchtigen Regierungssystems, als eine milde und culturfreundliche erscheinen mußte.

Von den Küstenstädten hat, wie bekannt, nur Ragusa den Venetianern gegenüber eine selbstständige Stellung behauptet, die aber für unsere Betrachtung insoferne weniger in's Gewicht fällt, da das Erdbeben von 1667 fast alle älteren Bauwerke zerstörte, bei den nachfolgenden Kunstwerken aber, die in Ragusa entstanden, die kleine Republik sich dem mächtigen künstlerischen Einflusse Venedigs nicht entziehen konnte.

Die vielgestaltige und zumeist stürmische Geschichte des Landes, die hier nur in ihren wesentlichsten Zügen angedeutet werden konnte, steht in eigenthümlichem Gegensatz zur großen Zahl ausgeführter Baulichkeiten und Kunstwerke in der eben zu besprechenden Geschichtsperiode. Dabei tritt noch mehr als in antiker Zeit die Thatsache ein, daß die künstlerische, namentlich bauliche Thätigkeit, auf die Küstenstädte und Inseln beschränkt blieb. Die Vorbedingungen für solche Thätigkeit waren nur hier gegeben, denn der lebhafte Seeweg, die sicheren Häfen und Wasserstraßen schufen geschäftlichen Verkehr, Handel und Wandel nach außen, Wohlstand und städtisches Gemeinwesen, damit auch Förderung einheimischer Culturtraditionen in Bezug mit den auswärtigen Culturcentren des Ostens und Westens. Das Innere des Landes verfiel nach der Römerzeit immer mehr, die Küste zog die intelligentesten und culturfähigsten Elemente an sich, während die fortgesetzten Kriegszüge und unsicheren Zustände das Land verödeten. Bei der Betrachtung der Kunstbestrebungen in dieser Zeit werden wir uns daher nur mit den Küstenstädten und einigen Inseln zu befassen haben, denn was dahinterliegt, hat geringe oder keine Bedeutung, sind doch selbst bedeu-

tendere römische Orte, wie Nona, Asseria, Narona u. a. in nachrömischer Zeit verfallen und zu dürftigen Ortschaften herabgesunken.

An die heidnisch-römische Kunstperiode schließt sich unmittelbar die christlich-römische an. Salona, der Ausgangspunkt der neuen Lehre, war auch der älteste Sitz dieser Thätigkeit in Dalmatien. Die reichen Schätze, welche in den letzten Decennien gehoben und dem Museum von Spalato zugeführt wurden, gaben den besten Beleg für das frühe einflußreiche Auftreten der christlichen Lehre in dieser Stadt, die schon im Jahre 65 der Sitz des Primas von Dalmatien, des heiligen Domnus, wurde. Außer unzähligen Fundobjecten an Inschriftsteinen, Sarkophagen, Glas- und Metallgegenständen hat aber Salona durch die Ausgrabungen der letzten Zeit auch die Ruinen eines Gebäudes geliefert, das eine gewisse Wohlhabenheit und reiche Entfaltung der christlichen Gemeinde bezeugt. Es ist dies die Basilika coemeteris, ein dreischiffiger Langbau mit Querschiff und Apsis und mehrfachen Zubauten, welche auf der Gräberstätte zwischen und über, oft in drei Etagen gestellten Sarkophagen errichtet, in jeder Beziehung als eines der wichtigsten Objecte altchristlicher Bauweise anzusehen ist. Als Langbau durch Säulenreihen mit vermuthlich verbindenden Bögen getheilt, schließt sich das Bauwerk in constructiver und formaler Beziehung dem großen Hofe im Palaste des Diocletian an. Gleichzeitige altchristliche Reste mit jenen Salonas sind im übrigen Dalmatien schwerlich aufzuweisen, dagegen finden wir die folgende Epoche der longobardischen Kunst durch eine Anzahl Fragmente mit figuralen und ornamentalen Motiven vertreten. Dieselben sind fast in ganz Dalmatien anzutreffen und schließen sich den spätrömischen an. Sie sind besonders charakterisirt durch jene eigenthümlichen Bandmotive, Verschlingungen und Verknüpfungen und eine mehr in Flächen geschnittene als modellirte Ausführung des Ornamentes. Die wichtigsten dieser Stücke, Thürumrahmungen, Sarkophagen, Taufbecken u. s. w. zugehörig, sind in Zara und Spalato erhalten.

Wenn wir nun die weitere Entwickelung der Kunst in Dalmatien verfolgen, haben wir es im Mittelalter hauptsächlich mit kirchlichen Objecten zu thun. Im Kirchenbau treten zwei voneinander wesentlich verschiedene Grunddispositionen auf, die den Einflüssen der byzantinischen und römischen Kirche zuzuschreiben sind. Es sind dies der Centralbau und der Langbau. Dalmatien liegt auf dem Wege, den die byzantinische Kunst aus dem Oriente nach Ravenna, Venedig und Westfrankreich nahm, auch sonst fehlte es ja nicht an vielfachen Bezügen Dalmatiens zum byzantinischen Kaisersitze und zum Exarchate Ravenna, daher ist

auch die Einführung des Centralsystems der Kirche hier keine überraschende und auffällige Erscheinung. Diese Kirchenbauten, seit langer Zeit dem Gottesdienste entzogen, sind durchwegs in den Dimensionen kleiner Capellen ausgeführt und verwandt mit den Kirchen Agia Theotokos in Constantinopel und S. Giacomo di Rialto in Venedig. Die wichtigsten derselben sind S. Domenica, S. Lorenzo und S. Pietro vecchio in Zara, wozu noch die neuerlich entdeckten Fundamente eines Kirchleins auf der Riva nuova daselbst kommen. Andere ähnliche Kuppelbauten sind in Nona, Trau und Spalato zur Ausführung gekommen und noch größtentheils erhalten. Gehören die genannten unbedingt der Spätzeit des byzantinischen Styles an, so kann dies nicht in gleichem Sinne von einer der ältesten Kirchen Dalmatiens, von S. Donato in Zara, gesagt werden. Das Bauwerk, in seinen Dimensionen viel bedeutender als die früher genannten, ist ein Rundbau. Der mittlere, durch starke Pfeiler begrenzte, mit einer Kuppel überdeckte Raum ist von einem ringförmigen Seitenschiffe, das sich in zwei Etagen erhebt, umgeben und mit drei Apsiden in jedem Stockwerke versehen. Die Kuppel ist eingestürzt, das Innere der Kirche seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts als Kirche außer Gebrauch gesetzt. Anlage und Construction des Bauwerkes haben mit dem byzantinischen Style nichts gemein, sie erinnern vielmehr an die Art der römisch-altchristlichen Baptisterien in weiterer Ausgestaltung desselben Baugedankens. Eine Erklärung für die Entstehung dieser Kirche und in der vorliegenden Form ist in den Verhältnissen des neunten Jahrhunderts, der Erbauungszeit derselben zu finden. 791 bis 799 fällt die Eroberung Dalmatiens durch die Franken. Zwischen Karl dem Großen und Kaiser Nikephorus kam es zu heftigen Reibungen, welche erst mit der Niederlage Pipin's, des Sohnes Karl's und dem Friedensschlusse in Aachen, 810, endeten. Für Zara begann damals eine bessere Zeit und ein Aufschwung, der in der Erbauung dieses bedeutungsvollen Bauwerkes zum Ausdrucke kam.

Bischof Donatus, ein weiser und hochgeschätzter Mann, griff damals in die Geschichte seines Vaterlandes mächtig ein und vertrat in Constantinopel und ein Jahr später in Diedenhofen (Thionville) am Hofe Karl's die Angelegenheiten desselben. Donatus ist der Erbauer der Kirche. Er, der Ravenna, den Dom zu Aachen, die Bauwerke Constantinopels sah, mochte wohl bestrebt gewesen sein, auch Zara ein Bauwerk zu geben, das dem Dome von Spalato würdig an die Seite zu stellen wäre und den gemachten Erfahrungen des vielgereisten Mannes entspräche. Man kann daher die Kirche S. Donato als das Resultat

dieses Bestrebens ansehen, und sie gehört in ihrer Zwischenstellung zwischen byzantinischer und römisch-altchristlicher Weise zu den interessantesten Bauten frühmittelalterlichen Styles.

Dem Central- und Rundbau tritt im weiteren Verlaufe der Bauthätigkeit des Mittelalters die Fortbildung des altchristlichen Basilikenbaues, also der Langkirche gegenüber. Die Zahl der in diesem Sinne ausgeführten Kirchen ist eine große. Viele gingen allerdings im Laufe der Zeit vollständig verloren, andere stehen nur mehr als Ruinen aufrecht. Im Großen und Ganzen läßt sich nicht leugnen, daß trotz der dauernden slavischen und ungarischen Herrschaft in der Zeit des Mittelalters in Dalmatien doch der westländische Einfluß auf die Kunstthätigkeit sich auch hier, wie allerwärts im Osten Europas, geltend machte, wobei aber nicht ausgeschlossen bleibt, daß die von auswärts überbrachten Kunstformen auch im Lande durch einheimische Elemente ihre Weiterbildung und einflußreiche Förderung fanden. Vollends unrichtig wäre die Annahme, daß alle Erscheinungen der Kunstthätigkeit des Mittelalters auf venetianischen Einfluß zurückzuführen seien. Der venetianische Einfluß macht sich erst mit dem vollen und dauernden Besitze der Küste vom 15. Jahrhunderte ab dominirend geltend, das Mittelalter ist dagegen in seinen Werken eben so sehr vom übrigen Italien beeinflußt wie von Venedig und Byzanz, und die Künstler standen ununterbrochen unter dem Eindrucke der mächtigen römischen Baulichkeiten im Lande selbst.

Zu den ältesten basilikalen Bauten dieser Zeit gehören der Dom und die Kirche S. Giovanni Battista auf der Insel Arbe. Der Einfluß des Benedictinerordens machte sich hier besonders geltend und hat eine große Zahl Baulichkeiten hinterlassen, die leider meist zu Ruinen zerfallen sind.

Viel bedeutender ist die Domkirche S. Anastasia in Zara. An der Stelle einer älteren Kirche wurde sie unter dem Erzbischof Laurentius (1247 bis 1287) begonnen und im dritten Jahrzehnte des 14. Jahrhunderts vollendet. Die alte Kirche gehörte den byzantinischen Griechen, mit dem eintretenden Uebergewichte der römischen Kirche wurde das Kloster den Dominicanern übergeben, die Kirche neu gebaut. Das Innere und Aeußere sind von hervorragender Bedeutung. Sie ist eine dreischiffige Basilica, in der Pfeiler mit Säulen wechseln. Das Mittelschiff schließt mit einer weiten Apsis ab, die Seitenschiffe tragen Gallerien, die sich durch Bogenstellungen nach dem Mittelschiffe öffnen. Die Façade erhebt sich in fünf Etagen mit zwei großen Rosenfenstern.

Die Gliederung dieser Etagen ist durch Zwerggallerien mit Säulchen gebildet, welche sich zwanglos auch den Giebelschrägen anfügen. Aehnliche Motive zeigt auch die Langseite des Domes. Die ganze Erscheinung des Bauwerkes erinnert an die Weise der Kirchenbauten in Pisa, Lucca, Prato Pistoja u. s. w. und ist sicherlich von daher beeinflußt gewesen. Kleiner, aber nicht minder bedeutend ist die Kirche S. Chrysogono in Zara. Sie gehörte ursprünglich einem Benedictinerkloster an, hat eine vorzüglich entwickelte Außenarchitektur im romanischen Style, ähnlich der des Domes, wurde aber erst 1407 geweiht. Das Datum der Weihe ist ein Beleg für die lange Dauer des romanischen Styles in Dalmatien. Thatsächlich währte derselbe, wie wir auch an anderen Gebäuden finden werden, bis zum Beginne der Renaissance und ist der herrschende mittelalterliche Styl im Lande geblieben, während die Gothik hier niemals festen Fuß fassen und dominirenden Einfluß erlangen konnte.

Das bedeutendste Werk mittelalterlicher Kirchenarchitektur in Dalmatien ist aber unbedingt der Dom zu Trau. Er ist eine dreischiffige gewölbte Pfeilerbasilica mit drei Apsiden, Baptisterium, großer Vorhalle und darüber errichtetem Thurme. Der Gründer desselben ist Bischof Treguanus von Trau, der Ende des 12. Jahrhunderts von Ungarn nach Dalmatien kam. Das Innere der Kirche ist ein herrlicher, durch spätere Zuthaten nicht entstellter Bau, einfach aber schön in den Verhältnissen und im Linienzuge der Bogen, Rippen und Kreuzgewölbe. Außen machen sich an den Wänden und Apsiden Lisenen und Bogenfriese in edler Durchführung geltend. Berühmt ist außerdem und zu dem Besten dieser Art zählend das Portal, das aus der weiten Vorhalle in's Mittelschiff führt. Es ist mit seiner reichen figuralen und ornamentalen Decoration ein Werk eines einheimischen Meisters Raduanus.

Andere interessante Bauten finden wir auf den Inseln Curzola und Lesina. Der Dom zu Sebenico, der im gothischen Style begonnen, zum größten Theile aber im Style der Renaissance weiter geführt wurde, soll auch dort erst eingehendere Beachtung finden.

Zu den hervorragenden Werken der Baukunst zählen außer den Kirchen auch die Thurmbauten und Kreuzgänge. Wohl tragen auch sie häufig den Charakter der Mischbildung, insoferne sich den bis in's 15. Jahrhundert währenden romanischen Formen theilweise gothische gesellen, sie sind aber in großer Zahl erhalten und üben auf den äußeren Eindruck der Städte und Ortschaften bestimmenden Einfluß.

In den meisten Fällen sind die Thürme nach italischer Sitte von den Kirchen getrennt, nur beim Dome zu Trau erhebt sich der Thurm über der Vorhalle. Die Gliederung des Thurmes hat mit der des nordischen wenig gemein. Seine ganze Configuration und sein Formenapparat bleibt dem romanischen verwandt, er wird vorwiegend derb und unverjüngt aufgebaut, in Etagen getheilt, zum Theil durch Bogenstellungen durchbrochen und von einer geschlossenen Steinpyramide gekrönt. Immer wird man auch hier erinnert, daß der Einfluß der römischen Bauweise nie ganz verschwindet, die nordisch-gothische Constructionsform aber auch niemals zum vollen Durchbruche kommt. Es zeigt sich dies in unzähligen Beispielen auf Arbe, Curzola, in Zara, Sebenico, Spalato und aller Orten. Der Thurm des Domes von Trau, der über der romanischen Vorhalle errichtet wurde und ein prächtiger malerischer Bau ist, zeigt wohl allerwärts Spitzbögen, Stab und Maßwerk, in seiner Grundform und Gesammtgliederung aber wie in der Durchbildung des Details trägt er den Grundcharakter des Romanischen. Er wurde 1422 bis 1598 erbaut von Meister Matthäus (Goycovich) und Meister Stephanus und vollendet von Meister Trifon Boccanich.

Die hervorragendste Bedeutung unter den Thürmen Dalmatiens nimmt aber der Campanile des Domes von Spalato in Anspruch. Er ist über dem antiken Stiegenhause des diocletianischen Mausoleums erbaut, derart, daß die Treppe des Domes durch sein Erdgeschoß, das hier eine prächtige Halle bildet, führt. Er erhebt sich in sechs Etagen, welche durch Horizontalgesimse scharf voneinander getrennt sind. Alle Etagen werden durch Bogenstellungen über Säulen gegliedert, von welchen jene in den vier oberen Stockwerken vollständig durchbrochen sind. Unter Verwendung vielfacher Fragmente aus dem nahen Salona wurde der Thurm errichtet, der in seiner außerordentlich eleganten Gesammterscheinung den Einfluß der römischen Monumentalarchitektur nicht verkennen läßt. Der Erbauer auch dieses Thurmes soll ein Einheimischer, der Spalatriner Borghegiane Nicolaus Twerdoj gewesen sein.

Von den Kreuzgängen sind namentlich der romanische des Franciscanerklosters in Ragusa, der romanisch-gothische des Dominicanerklosters ebenda und der gothische der Badia bei Curzola hervorzuheben.

Den baulichen Werken zur Seite sind eine Anzahl decorativer Arbeiten zu stellen, die namentlich als Sculpturwerke einen erlesenen Schmuck der Kirchen ausmachen und entweder in den verschiedenfältigsten Marmorsorten oder in Holz zur Ausführung kamen. Da sind vorerst die schönen Ciborienaltäre in den Kirchen zu Arbe, Zara und

Trau zu erwähnen. Frühromanische Baldachine über reichgegliederten Säulen, fein in der Gliederung und Decoration und mit edlen Ornamenten geschmückt, die den antikrömischen und longobardischen Einfluß nicht verkennen lassen. Die Baldachinaltäre treten auch hier bis in die späteste Zeit auf; Beispiele dafür sind die beiden gothischen Altäre im Dome zu Spalato, von dem Mailänder Bildhauer Gasparo Bonino im 15. Jahrhundert ausgeführt. Meisterwerke reicher Sculptur und edler Gliederung sind außerdem die romanischen Kanzeln in den Domen zu Trau und Spalato. Beide erheben sich über Säulen mit reichen, theils vergoldeten Capitälen und bilden, aus verschiedenfarbigem Marmor errichtet, abgeschlossene Kunstwerke von edler Zeichnung, vortrefflicher Ausführung und farbiger Wirkung.

Wenn auch die rein figuralen Steinsculpturen im Allgemeinen den ornamentalen in Dalmatien an künstlerischer Vollendung zurückstehen müssen, nehmen sie doch in kunsthistorischer Beziehung eine hohe Bedeutung in Anspruch, wie das von den Sculpturen an den Portalen der Dome zu Trau und Zara und am Thurme von Spalato der Fall ist.

Als ein seltenes und hochbedeutsames Werk von Holzsculptur, das auch kaum außerhalb Dalmatiens seinesgleichen haben dürfte, müssen die Thürflügel des Domes von Spalato bezeichnet werden. Dieselben sind 5 Meter hoch und zusammen 3·34 Meter breit und enthalten in 28 Feldern mit umrahmenden Ornamenten Reliefdarstellungen der Leidensgeschichte Christi. Die Arbeit ist von einem einheimischen Künstler Namens Andreas Guvina im 13. Jahrhundert vollständig im romanischen Style ausgeführt. Auch an Chorstühlen ist Dalmatien nicht arm; sie gehören mit Ausnahme der romanischen im Dome zu Spalato dem gothischen Style an, dürften also über das 15. Jahrhundert nicht hinaufreichen. Das Franciscanerkloster und der Dom zu Zara, die Dome zu Trau und Arbe enthalten reiche Beispiele dieser Art, die aber die enge Verwandtschaft mit den venetianischen der Frarikirche in Venedig nicht verleugnen können.

Die Arbeiten gothischen Styles nehmen überhaupt eine besondere Stellung unter den Kunstwerken Dalmatiens ein. Dem Lande sind, noch mehr als Italien, die romanischen Formen viel geläufiger geworden als die gothischen. Das mächtige Vorbild römischer Bauformen hat bis in die Renaissance fortgewirkt und ein zähes Festhalten auch an den verwandten romanischen Formen zur Folge gehabt. Bis in's 15. Jahrhundert ist die einheimische Bauweise die romanische geblieben, erst mit dem Beginne der dauernden venetianischen Herrschaft in dieser Zeit

kommt die Gothik fast gleichzeitig mit der Renaissance in's Land. Die Gothik hat hier daher noch mehr als in Italien eine Ausnahmsstellung und bildet ein wenig einflußreiches Glied in der Kette der Kunstentwickelung. Sie hat nur sehr kurze Zeit gedauert, da sie erst mit der vollen Besitzergreifung des Landes durch die Venetianer sich geltend machte, und da schon im 15. Jahrhundert allerwärts mit Renaissanceformen durchsetzt auftritt. Die Venetianer waren es aber, welche den Küstenstädten jene Gesammterscheinung verliehen, in der sie uns noch heute entgegentreten; in ihre Zeit fällt die Erbauung der meisten Gebäude profaner, das heißt nicht kirchlicher Bestimmung. Die Paläste der Verwaltungsbehörden und die unzähligen größeren oder kleineren Privathäuser und Palazzi von mehr oder weniger künstlerischer Bedeutung gehören erst dieser Periode an, die man in ihrer Gesammtheit als die Periode der Renaissance bezeichnen muß. Was also an solchen Bauten von Bedeutung erhalten ist, ob in gothischen Formen, ob in vollen Renaissanceformen ausgeführt, ist der venetianischen Renaissanceperiode in Dalmatien einzufügen und soll auch erst dort bei Besprechung derselben gewürdigt und erörtert werden.

Die Betrachtung der mittelalterlichen Kunst Dalmatiens in ihren wichtigsten Momenten kann aber nicht zum Abschlusse gebracht werden, ohne noch eines Gebietes zu gedenken, das kaum in einem zweiten Lande gleich reiche Vertretung finden wird als hier. Es ist dies das Kunstgewerbe, so weit es sich auf die Anfertigung von Kirchengeräthen in edlem Metall bezieht. Die Klöster und Kirchen Dalmatiens bewahren in ihren reichen Schatzkammern eine ganze Reihe höchst bedeutsamer älterer und jüngerer Geräthe, die der höchsten Beachtung werth sind. Meist sind es Reliquiare, deren Bedeutung als solche wohl die glückliche Erhaltung in erster Linie zu danken ist. Manches mag von auswärts eingeführt sein und kann nicht als Maßstab für die Thätigkeit im Lande gelten, Anderes ist durch von auswärts berufene Kräfte angefertigt; die Bedeutung aller dieser Dinge für die heimische Metalltechnik und die Existenz einer solchen im Lande kann aber nicht in Frage gestellt werden.

Eines der bedeutendsten Werke und das größte aus getriebenem Silber in Oesterreich ist die Arca des heil. Simeon in der gleichnamigen Kirche in Zara. Sie ist in Sarkophagform gebildet, 2 Meter lang, 1·25 Meter hoch und 0·80 Meter breit und außen und innen mit figürlichen Reliefen und Ornamenten in getriebenem Silber versehen. Der Meister des höchst interessanten Werkes ist der Goldschmied Francesco

aus Sesto, der sich in Zara niedergelassen hatte und im Auftrage der Königin Elisabeth, Gemahlin König Ludwig's des Großen von Ungarn, die Arbeit ausgeführt und 1380 vollendete. Daß in Zara selbst eine reiche Thätigkeit dieser Art zu Hause war, zeigt der Umstand, daß eine Straße nach den Goldarbeitern benannt war und die Zaratiner Gold- und Silberarbeiter 1487 ein eigenes Statut erhielten.

Von vorzüglicher Bedeutung und zum Theil höherem Alter sind die Schätze der Reliquiariensammlung des Domes in Zara. Es sind hier eine Anzahl Cassetten, eine schöne Capsa, Gefäße in Form von Armen und Köpfen u. s. w. vorhanden mit theils getriebenen, theils in Email ausgeführten Figuren, architektonischen Gliederungen, Ornamenten, griechischen und lateinischen Inschriften, im frühromanischen Style. Ein wundervolles Pedum derselben Sammlung dagegen ist 1460 im gothischen Style gearbeitet und ein Geschenk des aus Treviso nach Zara gekommenen Erzbischofes dieser Stadt Maffeus Valaressus.

Nicht minder bedeutend sind die Domschätze zu Ragusa und Arbe. Im letzteren sind namentlich die Arca des heil. Christophorus mit dem Haupte desselben und eine Anzahl Emailplättchen mit der Darstellung sämmtlicher Apostel, einem Reliquienkästchen zugehörig, zu erwähnen.

Was von der Provenienz der Formen und dem Einfluß der Fremden auf die große Kunst gesagt wurde, darf auch gewiß für diese Arbeiten Geltung behalten. Der Bedarf an Goldschmiedearbeiten war in Dalmatien zu jeder Zeit ein großer, da das einheimische Costüm allein schon einen reichen Verbrauch derselben zur Folge hatte, der religiöse Sinn hat aber außerdem für die fortgesetzte Ausführung kirchlicher Opfergaben gesorgt, die gewiß großentheils, wenn auch nach Vorbildern von außen oder unter fremdem Einflusse im Lande, entstanden sind.

Nach dem hier kurz Erörterten verdient die Kunstthätigkeit des Mittelalters in Dalmatien am wenigsten den Vorwurf der vollen Unselbstständigkeit. Das Land hat aus Eigenem und aus den eigenen Existenzbedingungen genug beigetragen, seine Werke eigenthümlich und charakteristisch zu gestalten und inländische Meister in großer Zahl sind mit den hervorragendsten Werken selbstthätig und schaffend in einflußreichen Bezug getreten. Wenn die angedeuteten Erscheinungen in der folgenden Periode auch nicht völlig erlöschen, macht sich doch ein neuer Factor geltend, der kräftig genug war, den fremden Einfluß auch auf dem Gebiete der Kunst zu decretiren und die einheimische Gefühlsweise und nationale Richtung in den Hintergrund zu drängen.

Zur Frage der ästhetischen Erziehung.

Von Dr. A. Ilg.

Lukian erzählt ein Geschichtchen von Ptolemäos Philadelphos, das mir immer besonders wohlgefallen hat, wenn ich dabei an das geehrte Publicum unserer erleuchteten Gegenwart dachte. Der Sohn des Lagos glaubte nämlich den guten Alexandrinern ein ganz außerordentliches Vergnügen zu bereiten, indem er ihnen am Schlusse sonstiger Schaustellungen zwei Wunderdinge vor Augen führte, deren er eben habhaft geworden. Das eine war ein vollkommen schwarzes Kameel aus Baktrien, das andere gar ein zur Hälfte ganz schwarzer, zur Hälfte ganz weißer Mensch. Das schwarze Kameel wurde überdies durchaus mit kostbarem Zaumzeug von Gold und edlen Steinen, mit purpurnen Decken ꝛc. geschmückt. Solch ein schwarzes Kameel ist ein analoges Wunder, als wenn bei uns etwa ein grünes Pferd gezeigt würde, und der schwarzweiße Mensch, nun, der wäre eben zu aller Zeit und überall eine rechtschaffene Merkwürdigkeit. Stellen wir uns also vor, es stünde heute in unserem schönen Wien an den Straßenecken zu lesen, daß z. B. ein grünes Roß und ein blaurother Mann im Orpheum zu sehen sein werden, so wird kein Vernünftiger zweifeln, daß besagter Musentempel beiläufig hundert Abende hindurch zum Bersten gefüllt wäre, daß die gemalten Photographien beider liebeswürdigen Geschöpfe auf dem Graben und Kohlmarkt in den Kunsthandlungen neben denjenigen unserer berühmtesten Parlamentsredner, Staatsmänner, Dichter, Maler, Musiker, Schauspieler, Balletmädchen und — Raubmörder ausgestellt sein würden. Das grüne Pferd und der blaurothe Mann wären

auf Cigarrenspitzen gemalt, auf Damenfächern gezeichnet, die Schönen würden ihre Abbilder in Email an dem Busen tragen, die Elegants auf Spazierstockgriffen und Manschettenknöpfen; the green horse lautete der beliebteste Name für die Mitkämpfer um den Ehrenpreis der Freudenau, Couplets würden auf jene Wunder abgesungen, die Vorstadttheater brächten sie auf irgend eine Weise als Helden einer Operette auf die Bühne und wenn die argwöhnische Mama ihr Töchterchen eben in einem gar zu eifrigen Gespräche mit dem hübschen Herrn Adolph ertappen sollte, so lautete die Rechtfertigung ganz zuverlässig: „Ah, der Herr Adolph hat mir nur ein paar ganz kolossale neue Geschichten von dem grünen Pferd und vom farbigen Mann aus dem Orpheum erzählt." Auch die Journale ließen den hochinteressanten Gegenstand gewiß nicht unbeachtet. Sie würden zwar vielleicht ihren Theater- oder Kunstreferenten in derselben Nummer mit vollster Gemüthsruhe ein pathetisches Feuilleton über den Verfall des Burgtheaters oder über das geringe Interesse der Bevölkerung an Museen und Ausstellungen abhaspeln lassen, dafür aber würde der Berichterstatter der Tagesneuigkeiten in einem geistreichen Entre-filet von Green-horse und Monsieur Bleu-rouge um so interessantere Details aufzutischen wissen. Der Glückliche war ja gestern Abend Zeuge einer ganz besonderen Privatvorstellung, welche die beiden Wunder des Tages gegeben hatten, wo der Blaurothe der Fürstin X. einen pikanten Vers auf den Holzfächer geschrieben hatte und das reizende kleine Töchterchen des Redacteurs Y. auf dem Rücken des grünen Pegasus einen Reitversuch unternahm. Vier illustrirte Zeitungen bringen sofort eine Darstellung der allerliebsten Scene, in welcher sowohl Roß als Reiterin viermal ganz verschieden aussehen; die illustrirten, sowie nicht illustrirten, aber enthielten neben den Klageliedern über den Untergang der großen Kunst lange Annoncen von dem Auftreten der beiden Raritäten. Und so ginge das einige Wochen fort, bis vielleicht eine Gans, welche Concertzeichnen kann, oder ein Papua, der steirische Schnaderhüpfeln vorträgt, Grünroß und Blaurothmann nöthigen, in einer anderen Stadt ihr Glück zu versuchen.

Man würde es auch ohne Frage oftmals erleben können, daß zwei Theaterbesucher im Zwischenacte, nachdem eben Hamlet die Gestalt des Geistes verschwinden gesehen, sich die Zeit mit der Discussion verkürzten, ob die Farben der Wundergeschöpfe nicht etwa doch Schwindel seien; oder es könnte sehr leicht vorkommen, daß eine andächtige Kirchenbesucherin bei den Augustinern, nachdem eben die Töne des

Mozart'schen Ave verum corpus verklungen sind, sich während der folgenden Responsorien der Priester mit der Frage an ihre Nachbarin wendete, ob sie schon die neuen Negligétoiletten à la bleu-rouge gesehen habe? — Kurz, wir sind für derlei Wunder höchst empfänglich, unser Geschlecht betreibt den Cultus der Monstrosität mit ernstem Eifer und beweist dadurch, wie hoch wir über den beschränkten Menschen der Vorzeit stehen, welchen der Sinn für derlei kostbare Dinge noch nicht aufgegangen war.

Denn die dummen Alexandriner in der Zeit des Ptolemäus benahmen sich gegen ihr schwarzes Kameel und den schwarzweißen Menschen ganz anders, wie der Philosoph von Samosata berichtet. Bei dem Anblick des ersteren nämlich gerieth alles in solches Entsetzen, daß man aufsprang und davonlaufen wollte. Den Doppelfärbigen aber empfingen die Einen mit Gelächter, die Uebrigen jedoch schauderten, als ob sie ein Ungeheuer von böser Vorbedeutung erblickten. Und weiter erzählt Lukian: der König, als er merkte, welch' schlechte Ehre er sich damit eingelegt habe, und „daß die Leute sich wenig aus der Neuheit machten, sondern das Schöne in Formen und Proportionen beiweitem vorzogen", ließ seine Seltenheiten eiligst verschwinden. Das arme Kameel wurde so vernachlässigt, daß es in kurzer Zeit crepirte, den Wundermenschen aber verschenkte er an einen niedrigen Flötenbläser.

Es ist eine lehrreiche Geschichte, die da der griechische Schriftsteller mit den Worten einleitet, er wisse wohl, „daß das Häßliche dadurch, daß es etwas Neues ist, nur desto häßlicher wird". Die Geschichte enthüllt uns den ganzen Gegensatz des antiken Volkslebens zu dem unserigen, den Unterschied zwischen einer Menge, welcher nicht durch Reflexion und Studium, sondern als Frucht des gewohnten Anschauens das Bewußtsein vom Wesen der Schönheit zu Eigen ist, und einer anderen, die gar nicht weiß, was schön sei, weil Erziehung und Lebensgewohnheit sie überhaupt nie auf das Sehen geleitet hat, in Folge dessen ihr erst dasjenige dann einen Eindruck macht, was durch seine grasse Absonderlichkeit endlich auch die stumpfen Sinne dieser halbblinden Menschen zu reizen im Stande ist.

So raffinirt, systemisirt und kategorisirt unser Unterrichtswesen und unsere Erziehungsmethoden auch sein mögen, so sehr sie sich bemühen, bald den Verstand, bald das Gemüth, bald diese und jene Eigenschaften in dem Kinde zu berühren, auf eines, auf die Schulung der Sinne, hat man noch allzuwenig Bedacht. Wir lehren das Kind

in einem gewissen Alter sich mit Gebilden der Natur beschäftigen und nehmen die Mithülfe der Wissenschaften in Anspruch, um es die verschiedenen Formen der Pflanzen, Thiere, Steine unterscheiden zu lassen; dann sprechen wir sogar von den mannigfachen Erscheinungen der künstlerischen Production zu ihm und lassen es geschichtlich, stylgeschichtlich, nach den Theorien der Farbenlehre ꝛc. diese bunte Welt betrachten; der Knabe, der Jüngling, bekommt den Kopf voll von Regeln und Lehren aller der genannten Theorien, welche ihm beistehen sollen, Klarheit und Ordnung in das Chaos der hundertfältigen Erscheinungen zu bringen, nur das Nöthigste, Einfachste geht ihm ab, *sehen* kann er nicht. Seine Augen, so gut sie von Natur auch sein mögen, haben zeitlebens nur immer geschaut, nicht aber gesehen, und doch würde, wenn er die vielgestaltige Welt zu sehen verstünde, Erkenntniß und Verständniß ihrer Erscheinungen ihm von selber viel leichter werden, als alle theoretischen Definitionen sie zu erklären vermögen. Auch der künftige Künstler leidet nicht minder unter diesem schweren Uebelstande. Ihn richtet die Zeichenschule methodisch an Gypsabgüssen und Vorlagen ab, um ihm allmählich ein gewisses Bewußtsein von Schönheit, Formenreinheit, Verhältnißmäßigkeit, Symmetrie u. dgl. beizubringen, die er bereits mitbringen könnte, wenn bei uns das Kind in Bezug auf sein Auge vom zartesten Alter an nicht gänzlich vernachlässigt gelassen würde. In der Schule werden ihm nun die Regeln und Gesetze des Schönen eingepaukt und seine Einsicht findet sich auch verstandesmäßig darein; es wäre aber etwas ganz Anderes, wenn ihm die Empfindung und Empfänglichkeit dafür bereits vom frühesten Leben an beigebracht und natürlich gemacht sein würden. Das ist ganz analog mit moralischen Begriffen. Einem in Sachen des Gemüthslebens vernachlässigten Kinde kann ich — falls es nicht etwa schon allzu verderbt sein sollte — in einem späteren Alter ebenfalls erst die Begriffe und Lehren von Liebe und Dankbarkeit, Bescheidenheit, Ehrgefühl, Anstand ꝛc. theoretisch beibringen; es wird auch mit dem Verstande begreifen und schon klugheitsgemäß sein weiteres Leben darnach einrichten, jedoch diese erlernte Tugend und Gefühlstüchtigkeit wird himmelweit verschieden sein von derjenigen, welchen einem glücklicheren Kinde bereits seit dem zartesten Alter die liebende Mutter beigebracht und begreiflich gemacht hat; sie wird etwas äußerliches sein gegenüber der geheimnißvoll und heilig eingeflößten. Und so ist denn so Vieles von unserer modernen Kunst seitens Derjenigen, welche sie ausüben, nichts als ein erworbener Begriff vom Schönen, den sie anständig und vernünftig zur Anschauung

bringen, doch ist er nicht autochthon in ihrem Wesen, das früher eine öde Wüstenei war, bevor die paar Gartentöpfe aus irgend einem ästhetischen Treibhause hineingestellt wurden.

Auch in der gedankenlosesten und primitivsten Kindererziehung, selbst unter den ungebildetsten Classen, wird dem Kleinen, sobald nur seine frühesten Geisteskräfte erwacht sind, hundert Mal eingeprägt: das ist gut und das schlecht; das darfst du thun, jenes ist zu unterlassen; dies recht, jenes unrecht. Keinem Erzieher aber, auch in den pädagogisch höchst stehenden Sphären, fällt es ein, des Kindes Augenmerk auf den Unterschied von schön und häßlich zu lenken. Allerdings sagen wir ihm, das ist häßlich, wenn es sich etwa beschmutzen sollte; jedoch, es ist nicht der ästhetische Gesichtspunkt, der uns dazu bewegt, sondern der gewöhnliche praktische, weil uns das übermäßige Reinigen ein unnützer Zeit- und Arbeitsaufwand dünkt, die Kleider dadurch abgenützt und allerlei Störungen der Wirthschaft veranlaßt werden. Macht das Püppchen eine Grimasse oder streckt die Zunge heraus, so heißt es zwar: ei, wie garstig! Aber wir sagen dies viel weniger, weil wir dem Kinde ästhetische Begriffe beibringen wollen, als weil uns die Moral dadurch verletzt scheint, weil es Ehrerbietigkeit und Anstand schädigt oder irgend einer schlimmen Leidenschaft damit ein Ventil geöffnet hat. Dann hüllen wir den kleinen Erdenbürger in affenartige Kleider, geben ihm formloses Spielzeug und schlecht colorirte Bilderbücher, stecken ihn in abscheuliche kahle Schulstuben, wo weißgetünchte Wände, ein schlechtes Crucifix und eine trostlose Landkarte seine einzige Augenweide lange Monate hindurch sind; das gute Princip wird ihm in sinnlicher Vorstellung als ein alter, verdrießlicher Mann mit langem Bart, das Böse vielleicht sogar als eine fratzenhafte Gestalt mit Schweif und Hörnern geschildert; rückt dann der Unterricht zu den biblischen Geschichten vor oder zu jenen der Welthistorie, so hat der Kleine absolut keine Möglichkeit, sich eine Vorstellung von den Gestalten zu machen, die auf diesem Theater agiren. Die Natur bekommt der Sohn der großen Städte kaum ausnahmsweise zu sehen, der Sinn für ihre Schönheit bleibt ihm verschlossen. Führen ihn hie und da sogenannte Landpartien in's Freie, so macht ihn Niemand auf Formen, Farben und sonstige Erscheinungen aufmerksam, die Schulmeisterei sitzt ihm im Nacken, in Folge dessen er hier nur ein Territorium erblickt, um zu botanisiren oder arme Käfer zu fangen, oder er huldigt in späteren Jahren in der freien Natur dem städtischen Modeunsinn des Sportes, indem er Touristenexpeditionen, Eislaufen, Dauer-

märsche u. dgl. als das Einzige betrachtet, wozu die ländliche Welt dem modernen Menschen vernünftige Gelegenheit bietet.

Und die Schönheit des menschlichen Körpers? — Das ist ein heikliches Capitel! — Schon dem kleinsten Kinde rufen wir, wenn es seinen unschuldigen Körper im geringsten dem Auge der reinen Sonne preisgiebt, ein grämliches Pfui zu. Was es später auf dem Wege der kunstgeschichtlichen Bildung an den herrlichen Christuskindern des göttlichen Raphael nach allen Regeln der Anatomie und Aesthetik bewundern lernen soll, muß es vorläufig noch verabscheuen und garstig finden. Darüber, wie es unter seinen Popanzkleidern aus dem Modewaarenlager aussieht, lassen wir das kleine Geschöpf absichtlich im Dunkeln und ist es ganz seine Sache, sich, bei erwachendem Denkvermögen und erwachender Wißbegierde, durch den zufälligen Anblick anderer Menschenkinder oder deren künstlicher Abbilder von dem Meisterwerke Gottes eine Vorstellung zu schaffen. Sollte der Junge etwa Bildhauer oder Maler werden, wobei er dann allerdings die Anschauungen von der Schönheit des Körpers zu seinem „Geschäfte“ nöthig hat, so werden ihm die Herren Professoren an der Akademie schon die erforderlichen Regeln beibringen; dazu hat ja der Staat derlei Schulanstalten eingerichtet. Die gewöhnlichen Schönheitsbegriffe für den Nichtkünstler eignen sich die Spitzbuben ja ohnehin nur allzufrüh an und es wäre nur gefährlich, sie noch früher darauf aufmerksam zu machen. Die Nacktheit ist heute eine Sache, zu welcher die bildende Kunst als Polizeibehörde berufen wird; unter ihrer Ueberwachung ist sie zulässig. Das Leben hat mit ihr nur in der Heimlichkeit und im Schmutze zu thun. Officiell verpönt es den Abscheu, die Kunst aber darf sich umgekehrt officiell mit dem Greuel unter den nöthigen Vorsichtsmaßregeln beschäftigen, wobei es wieder dem täglichen Leben gestattet ist, zuzusehen. Die Mönchsphilosophie, welche die Natur als Teufelswerk und sündhaft proscribirte, haben wir mit unserer materialistischen Wissenschaft zwar längst gründlich ausgetrieben, aber wir besitzen die herrliche Zimperlichkeit des Anstandes und der guten Sitte, welche uns von unserem Gesichtspunkte der guten Gesellschaft die griechischen Heiden gerade so verabscheuenswürdig erscheinen läßt, wie sie nur dem frömmsten Mönche des Mittelalters von dem seinen verabscheuenswerth vorgekommen sein mögen.

Wenn wir daher trotz unserer großen Vorsicht in diesen Dingen hören, daß ein halbwüchsiges Menschenkind ein anderes „hübsch“ findet, so erschrecken wir ganz tugendlich, denn es erwacht in uns der Ge-

danke, daß der unreife Junge oder der Backfisch am Ende gar schon verliebt sein könnten. Rasch kommen wir dann mit alter abgelagerter Moralität hinter ihm her, um ihm beizubringen, daß derlei dummes Zeug sei, für ihn noch nicht passe und zu allerlei schlimmen Dingen führen könne, wodurch natürlich nur umgekehrt alle ungehörigen Gedanken erst recht geweckt werden. Daß bei ihm der natürliche Sinn für Schönheit ganz rein und absichtslos sich geäußert habe, erkennen wir nicht, es muß der Teufel dahinterstecken, den wir ihm so lange sorgfältig verborgen haben. Wurde ein Bilderwerk durchblättert, so haben wir ja jegliche Darstellung unverhüllter Schönheit vor seinen Augen geschwinde überschlagen, und wenn man an antiken Statuen vorüberkam, gesagt, es schicke sich nicht, dort hinzuschauen. Ich weiß Familien, in denen die Kinder verhalten werden, sich nur unter weiten Bademänteln zu waschen, wenn sie auch ganz allein in ihrem Zimmer sind. Wie viel die Moral unter dieser Pädagogik gewinnt, ob gerade auf solchem Wege echte Sittlichkeit anerzogen werden möge, das zu untersuchen ist hier nicht meine Aufgabe, aber das Eine steht fest, daß die Ausbildung des Schönheitssinnes dadurch jämmerlich verkürzt bleibt.

Aber auch der Bildungsgang, den wir bei ihren Studien die Jugend nehmen lassen, trägt nur alles dazu bei, wodurch ihr das Häßliche nahegerückt, die Erkenntniß des Schönen aber fremd gemacht werden muß. Schon das Vorherrschen der naturwissenschaftlichen Gegenstände im Unterricht über die historischen und ästhetischen ist dabei ein wichtiger Factor. Lehrer und Eltern führen sie fleißig in naturhistorische Sammlungen, wo sich Präparate, Skelette, stäubige Herbarien, formlose Mineralien, in öden endlosen Reihen aufgespießte Insecten ihren Blicken darbieten; giebt es gelegentlich Menschenfresser, schlitzäugige Mongolen, exotische Ungeheuer, ja selbst Mißgeburten, Riesen oder Zwerge in unserer Stadt zu sehen, so halten wir es für eine zur Vermehrung der Bildung unserer Kleinen nothwendige Sache, sie zur Belohnung für Fleiß und gute Sitten mit diesen Schönheiten bekannt zu machen, während sie in die permanenten Kunstsammlungen daselbst keineswegs geführt werden. Das verstehen sie ja noch nicht, heißt es, als ob denn der Besuch solcher Schatzkammern nicht auch schon darum nützlich wäre, weil sich in ihnen das Auge gewöhnt, das Schöne zu erkennen, mag auch die sonstige Bedeutung der dort aufgestellten Objecte erst einem späteren Alter klar zu machen sein. Gerade Derjenige aber, welchem das Glück zu Theil wurde, sein Kinderauge

schon an Werken der Schönheit und der Kunst zu üben, bevor er nur eine Ahnung von all' ihrer geschichtlichen, culturhistorischen und sonstigen Bedeutung hatte, weiß es zu schätzen, was an der frühen Bekanntschaft mit diesen Dingen gelegen ist; er weiß, daß er dadurch mehr von vorneherein gewonnen hat, als ihm alle kunsthistorischen Seminare und italienischen Reisen der späteren Lebenszeit bieten können. Indessen, die große Schaar der gewöhnlichen, ästhetisch ganz ungebildeten Alltagsmenschen von heute, welche niemals sehen gelernt haben, kommen allmählich auch zu einem Begriff von Schönem, natürlich in ihrer Weise. Es fehlt ihnen zwar ein Maßstab, um den Anblick des alltäglich sich den Blicken Darbietenden nach einer innewohnenden Vorstellung von echter Schönheit zu beurtheilen, weil sie niemals Gelegenheit hatten, sich mit derselben zu beschäftigen, weil sie das Schöne nicht sehen, selbst wenn sie es schauen, jedoch eine Gradatio der sinnlichen Eindrücke bildet sich auch bei ihnen allmählich heraus, nur leider eine solche auf dem Wege eines falschen, ungeläuterten Geschmackes. Eltern, Geschwister und Hausleute in ihrer oft wahrgenommenen Erscheinung sind einem solchen Jungen oder Mädchen natürlich etwas Gewohntes, aber der hochelegante Stutzer, der unten im ersten Stock wohnt, oder die aufgeputzte Modedame von vis-à-vis, die bestaunen sie, wenn dieselben in den Wagen steigen, als Ideale von Schönheit. Kommen sie einmal ins Theater, wo ihre öden, hausbackenen Begriffe von sinnlichen Wahrnehmungen geradezu in eine Orgie hineingezogen werden, so gilt ihnen von nun an der jämmerliche, geschmacklose Apparat des schäbigen Ballets, das da gegeben wurde, für das Eldorado von Pracht, Schönheit und Herrlichkeit. Aus diesem Grunde kennt das Volk nichts Schöneres als eine Militärparade oder eine Procession, ja, als ein Leichenbegängniß erster Classe oder einen Hochzeitszug mit feschen Fiakern, aus denen weißgekleidete Damen mit Blumen in den Haaren herausblicken. Hätten diese armen Menschen von Kindestagen an Gelegenheit gehabt, mit Auge und Sinn Gebilde wirklicher Schönheit in Kunst und Natur zu erfassen, so würde ihnen die Schneiderpracht des Gecken und der Grisette, die bemalten Lumpen des Vorstadttheaters, die blankgeputzten Uniformen, die grellen Kirchenfahnen und die schimmernden Metallsärge durchaus nicht imponiren, die so aber ihrem bedauernswerth leeren Sinn sich als Talmi-Ideale von Geschmack, Pracht und Schönheit aufdrängen. Die leiseste Erinnerung an eine oft gesehene antike Jünglingsgestalt, die schon dem Knaben besonders gefallen hatte, würde genügen, um die geschniegelte Affenfigur des

Stutzers lächerlich erscheinen zu lassen; der haftengebliebene Eindruck eines harmonischen Gemäldes würde davor bewahren, daß man den abgeschabten Pappendeckelkram einer Feerie entzückend und herrlich finden könnte.

Aber, noch vor Anderem bewahrt der geschulte Sinn für echte Schönheit. Ich war so glücklich, seit früher Jugend gute Gebilde zu sehen; ich habe in den Universitätsjahren eine Erfahrung gemacht, welche hier mitgetheilt zu werden verdient. Einer unserer Collegen, der Sohn eines Geschäftsmannes, war vollständig in jenem modernen Geiste heranerzogen worden, den ich bisher zu schildern versuchte. Er war ein guter Junge, aber entsetzlich geschmacklos; man konnte ihn vor die Sudelei eines Schildermalers oder vor Tizian's Grablegung stellen, er fühlte dort nichts Unangenehmes, es erhob und freute ihn nichts im anderen Falle. Wenn man auf dem Lande von schönen Fernsichten, hübschen Baumgruppen oder dergleichen sprach, riß er die Augen auf, wie ein vom Schlafe Erwachter, versicherte aber, daß das gar keinen Eindruck auf ihn mache. Ein halbwegs gut gehaltenes Fiakerpferd von einem Vollblutrenner zu unterscheiden, wäre ihm eine Unmöglichkeit gewesen, und als man einmal auf der damals im Entstehen begriffenen Ringstraße von der künstlerischen Zierde der neuen Bauten daselbst sprach, sagte er, das sei ihm noch gar nicht aufgefallen, daß hier die Häuser viel prächtiger aussehen als draußen in seiner Vorstadt. Derlei Menschen leben noch zu Tausenden unter uns trotz aller Museen, populären Vorträge, kunsthistorischer Bilderatlas und sonstiger egyptischer Brutmaschinen des Geschmackes, welche alle zu spät kommen, wenn nicht schon dem Kinde der Staar gestochen wurde. Doch zurück zu meinem Commilitonen. Eines Abends waren wir in einem öffentlichen Local, wo sich Chansonnettensängerinnen und derlei Leute producirten. Eines der Mädchen fiel dem guten Collegen sofort auf, er gerieth in Feuer, wie wir ihn nie gesehen, aber das Komische war, daß er ganz ernsthaft die Person als die Krone weiblicher Schönheit zu preisen begann, wie nur der Ritter von der traurigen Gestalt jemals über das Bauernmädchen von Toboso perorirte. In der That aber gab die Huldin jener berühmten Geliebten des tapferen Riesenüberwinders nicht allzuviel vor; es war eine fleischige dralle Dirne von sehr frechem Wesen, über deren Körper und Gesicht aber die Jugend noch in ziemlicher Frische glänzte. In unserem Freunde hatte sich ganz einfach die Sinnlichkeit seiner ledernen Natur bemächtigt, das war der Anlaß seines Interesses; der Anblick hatte ihn mit einem Mal aus der nüchternen

Alltagsstimmung gebracht, sein ungebildeter Geschmack, sein ungeschultes Auge sahen in ihr aber sofort auch wahre Schönheit, ja die größte Schönheit, und dabei blieb er hartnäckig stehen, ohne daß irgend eine Gegenrede das Geringste ausrichtete. Da seine Narrheit immer mehr zunahm, versuchte ein befreundeter Künstler ihm ad oculos seinen Irrwahn zu beweisen, indem er das Mädchen unter dem Vorwande, daß er sie zum Modell brauche, in Gegenwart ihres Bewunderers neben einige Abgüsse von herrlichen Antiken stellte — ein Anblick, der einfach grauenerregend war; — unser Freund bemerkte jedoch keinen Unterschied und beharrte bei seiner Entdeckung, welche ihm übrigens übel bekommen sollte, denn er hat sich an die Person angeschlossen und ist aus Studium und Carrière gerathen. Wir Anderen hatten beim ersten Auftreten schon an ihrem gemeinen Gang und an der ungeschlachten Haltung des Oberkörpers gesehen, welche Göttin wir vor uns hätten. Das A-B-C der Aesthetik ist zuweilen eine gefährliche Wissenschaft, wenn es erst in reifem Alter gelernt werden soll, und so Manchem geht es dabei wie Dr. Faust, dem erst im Mannesalter ein Zaubertrank das Auge für die so lange vergessene Schönheit öffnete, der aber dann ebenfalls Helena sah „in jedem Weibe".

Es mangelt also unserm Geschlechte an einer frühen ästhetischen Erziehung. Dem Uebel ist freilich schwer abzuhelfen. Die Hauptumstände, durch welche ein früher Einfluß des Schönen auf Sinne und Gemüth bewerkstelligt werden könnte, lassen sich nicht künstlich herbeizaubern. Wir haben nicht den milden Himmel, nicht das sonnige Meer und die erhabene Landschaft von Hellas und Italien, sondern waten mindestens sieben Monate unter grauen Nebelwolken durch Schnee, Koth, Eis und Nässe zwischen dürren Alleebäumen und öden Häuserzeilen hin. An uns und unsers Gleichen erblicken wir keine Canongestalten des Polyklet, keine Epheben und Koren des Panathenäenzuges, sondern der Mehrzahl nach verkümmerte Gestalten hinter abgeschmackten Bollwerken aus allen möglichen Stoffen und Formen. Doch lassen wir die unerreichbaren Zustände einer längst entschwundenen Vergangenheit und fragen wir, ob es denn nothwendig sei, daß selbst in der beschränkten Sphäre, welche uns heute verliehen, der Cultus des Schönen noch allzusehr beschränkt werden müsse? Es kann eine Besserung unseres Ermessens nur allmählich herbeigeführt und erst langsam von Generation zu Generation angebahnt werden, denn hier helfen keine raschen Mittel und Verfügungen. Schon sind wir auf besserem Wege; das Gewicht, welches auf den Anschauungsunterricht gelegt wird, der be-

trächtliche Aufschwung, welchen unsere Bilderbücher und Spielsachen in künstlerischer Hinsicht genommen haben, sind schon ein sehr werthvoller Factor. Während in den Gymnasialzeiten des Verfassers die Lectüre der Classiker und der Geschichtsunterricht sich noch ganz einseitig mit dem Wort begnügte, so daß wir uns die römischen Helden beiläufig wie Carrousselritter, Agamemnon oder Priamos aber so ziemlich wie den Coeur- und Piquekönig vorstellten, giebt es heute künstlerisch und antiquarisch richtiges Anschauungsmaterial die Fülle und wird immer mehr darauf gesehen, die Jugend in Gallerien und Museen zu führen. Dieses und manches Andere gilt uns als gutes Vorzeichen, das Wichtigste aber kann auch hier nicht durch Unterrichtsbehörden und Schulen geschehen, sondern muß wie alles Große von der Familie ausgehen. Ist das Staatsleben auf dem Institut der Familie aufgebaut, so wird auch jederzeit aus dem Schooß des Familienlebens Verderb oder Blüthe für den staatlichen Organismus entspringen. Nicht erst Mittelschule und Hochschule dürfen den Menschen richtig sehen lehren, sondern Diejenige muß dazu die erste Hand anlegen, welcher der Mensch allen Anfang seiner Bildung dankt: die Mutter. Sie, die seine thierisch lallenden Töne zuerst in edle menschliche Klänge der Sprache verwandelt, indem sie sich unablässig bemüht, sein Ohr an dieselben zu gewöhnen, sie sollte auch seinen thierischen Blick, mit dem er vorerst blos schaut, adeln zum geistigen Sehen. Nur sie ist es, die das vermag in jener frühen Zeit, da die Eindrücke für's ganze Leben gegeben werden, in einer Zeit, für welche alle sonstigen Lehrer und Schulen viel zu spät kommen. Nur sie kann es auch auf jene wundersame geheimnißvolle Weise, wo die Liebe lehrt, ohne zu wissen, daß sie lehren will, ohne daß der Belehrte weiß, daß er gelehrt werde. Alles, was Mutterliebe im zartesten Alter dem Geiste und Gemüthe des Kindes mittheilt, geschieht auf eine Art, welche wie eine Fortsetzung der physischen Nahrungsweise scheint, die da vor sich ging, als die Beiden noch Eins gewesen waren: unbewußt, unwillentlich und unmerklich. Aber diese Nahrung eben gedeiht auf's wunderbarste und was für Pfuscherei ist alle receptenmäßige Aufpäppelung und Fütterung der späteren Jahre dagegen!

Haben wir aber solche Mütter, welchen es bestimmt sein soll, die künftige Generation sehen zu lehren, wie sie dieselben sprechen lehren und stehen und gehen? Daß wir sie haben, davon wird es abhängen, ob es in dem Punkte besser werden soll oder nicht! Unsere heutige Frauenwelt beschäftigt sich viel mit Kunst und Kunstwerken.

Das ist löblich. Aber möchte sie dabei stets eingedenk sein, worin das Wichtigste dieses Studiums für sie besteht: nicht darin, daß sie über Michelangelo kritisiren und von griechischen Ausgrabungen gelehrt schwatzen können; nicht darin, daß sie im Zwilchkittel mit kurzgeschnittenen Haaren Leinwand und theure Oelfarben verderben; nicht darin, daß sie nach nackten Modellen in dumpfigen Actsälen zeichnen, nein, der höchste Zweck besteht in etwas Anderem. Die Beschäftigung mit Kunst und Kunstfragen soll der Frau das Schöne erkennen und empfinden lassen, vorzugsweise darum, damit die Mutter solches Vermögen und das Glück dieses Vermögens übertragen könne auf das Kind, auf daß fürder der Genius der Schönheit schon an der Schwelle Wache halte, wo die ersten Lebensschritte beginnen. Aus solchen Mutteraugen wird er bereits über der Wiege seinen Zauber üben und aus einem so beglückten Geschlecht können dann Menschen hervorgehen, welche beim Anblick einer zweiten Auflage des Kameels und des schwarzweißen Menschen gleich jenen Alexandrinern theils in Gelächter ausbrechen werden, theils erschaudern, als ob sie ein Ungeheuer von böser Vorbedeutung erblickten. Bis dahin jedoch werden die Kameele und die farbigen Menschen die Concurrenz von ganz gewöhnlichen Kunstwerken niemals zu besorgen haben.

Nie gewohnt, das Schöne mit dem Blicke zu suchen und nicht fähig, dasselbe zu erkennen und zu würdigen, sind unsere Leutchen der Kunst gegenüber in dem Falle, daß dieselbe für sie eigentlich etwas ganz Ueberflüssiges ist. Da diese arme Kunst nun aber schon etwas so Hergebrachtes ist und wenigstens als solches sogar noch in unserer Zeit existirt oder vegetirt, so müssen sie sich schließlich denn doch auch mit ihr beschäftigen, was aber nur in einer vollständig äußerlichen Weise geschehen kann. Daher kommt es, daß wir gewahren, wie das gesammte Kunstinteresse bei unserer Menge sich nur um zwei Gesichtspunkte dreht, um den Gegenstand der Darstellung und um die täuschende Wahrscheinlichkeit, mit welcher das Sujet technisch zur Erscheinung gebracht wurde. Allgemeine Schönheitsmasse kann Derjenige doch nicht herbeibringen und an das Werk anlegen, der von Schönheit keinen Begriff besitzt, dem um Schönheit im ganzen Leben nicht zu thun ist, welchem alle Befähigung fehlt, um beurtheilen zu können, ob und warum ein Ding schön genannt zu werden verdiene! Was sie in den Ausstellungen ein schönes Bild nennen, ist daher dasjenige, dessen Motiv ihnen nach ihren Lebensanschauungen und Gesinnungen behagt, z. B. ein ländliches Liebespaar oder eine Großmama, welche von den jubelnden Enkeln

umringt wird, ferner dasjenige, dessen Ausführung alles recht natürlich und deutlich an den Mann bringt, so daß die liebe alltägliche Wirklichkeit, die sie soeben zu Hause verlassen haben, ihnen auch hier wieder um den Hals fällt und ihnen zuruft: „Ihr habt mich schon wieder! Das ist geradeso ein Pintscherl wie unser lieber Finetterl und jener kleine Bub' im Gemälde hat genau so gestreifte Höschen wie Euer herziger Kleiner daheim!" Das gefällt ihnen denn ungemein und es scheint ihnen ein trefflicher Mann, der alles so treu und nett wiederzugeben versteht. Würde ihnen dieselbe liebgewohnte Alltäglichkeit auf eine andere Weise vorgeführt, z. B. im Wachsfigurencabinet oder im Marionettentheater, so machte es auf sie genau denselben Eindruck. Ob es gerade die Kunst ist, welche ihnen das Vergnügen vermittelt, ist ihnen sehr einerlei, nach der Kunst als solcher haben sie absolut kein Bedürfniß; sie verhalten sich zu ihr wie ich zu Koch und Köchin, deren Hantiren mich durchaus nicht kümmert: ich will ja nur essen. Nur, daß eben von dieser Kunst als etwas so Großem in einemfort gepredigt und geschrieben wird, deshalb muß man freilich thun, als habe man ebenfalls ein gewaltiges Interesse dafür, aber über sie selber wissen die armen Leute ja gar nichts vorzubringen, weil sie nichts fühlen und sehen von ihr, so daß ihnen denn doch nichts übrig bleibt, als von dem Sujet und der Mache entzückt zu sein, bis sie schließlich selber glauben, das sei auch wirklich das Um und Auf des Dinges, das die Kunst genannt wird.

Aber es wird langweilig, sich stets für dieses Gegenständliche und Technische interessiren zu müssen. So sehr sich unsere modernen Künstler auch gewiß bemühen, diesem nur oberflächlich an der Kunst ob der Stoffwahl und der technischen Fertigkeiten Antheil nehmenden Publicum eine möglichst reiche Speisekarte vorzulegen, so ist die Sättigung und Blasirtheit doch nur mehr schwer zu überwinden. Selten, daß ein neues Kunstwerk selbst von diesen Gesichtspunkten noch echtes Interesse erregt, der schwarzweiße Mensch aber ist es noch im Stande! Er übertrifft auch das raffinirteste Kunstwerk, denn er ist eine Abnormität, und zwar eine wirkliche! Er schlägt sofort die großartigsten Anstrengungen auch des ärgsten Realisten, denn was sind die Resultate ihrer übermäßigsten Bemühungen gegen ihn! — doch immer nur Farbe, Leinwand, Pinselstriche, er aber Wirklichkeit, Leben! Blutscenen und Greueleffecte, grasse Stoffe aller Art, welche die moderne Malerei aufzutischen liebt, mögen ja ihr Publicum immerhin einigermaßen zu fesseln vermögen, jedoch, was sind selbst Wereschagin's Sonderbarkeiten gegen

einen wirklichen doppelfärbigen Menschen! Gar kein Vergleich! Hier hat die Phantasie auch nicht die allergeringste Bemühung mehr, denn er steht vor uns, athmet, lebt! Etwas Anderes als Neuheit und Interessantheit des Stoffes neben täuschender Natürlichkeit haben sie aber ja auch im Kunstwerk nie gesucht, sie können sich gar nicht vorstellen, daß noch etwas Weiteres in ihm stecke, ergo muß sie das lebendige Monstrum doch tausendmal mehr fesseln, denn es vereinigt jede beiden Vorzüge in sich auf eine Weise, gegen welche die raffinirteste Kunstleistung primitives Kinderspiel bleibt!

Und wenn diese Leutchen dann vor dem Tätowirten oder dem Schlangenmenschen oder den abgerichteten Seehunden stehend einmal eine echte Ueberraschung, ein wirkliches, ungeheucheltes Interesse bekunden, wogegen ihre Theilnahme selbst vor Bildern eines Rochegrosse oder Wereschagin schon etwas viel Gemachteres und Conventionelleres ist, dann können sie gar nicht verstehen, daß es Andere gebe, die über ihr Entzücken vor jenen Wunderthieren lächeln und welche es schaudert vor dem gemalten Greuel, als vor „Ungeheuern von böser Vorbedeutung“. Sie haben keine Ahnung davon, daß eine schöngezeichnete Linie, eine edle Form, eine harmonische Farbe Denjenigen entzücken kann, der da sieht; daß diese Befähigung allein dazu ausrüstet, um von dem Sinne des Gesichtes Genüsse zu haben. Sie wandeln in ewigem Dunkel, im Dunkeln aber nur erscheinen Gespenster, und solche Gespenster sind alle die Raritäten, Absonderlichkeiten, Monstruositäten und Extravaganzen des Lebens, sowie jene einer krankgewordenen Kunstproduction, welche sie allein noch zu fesseln vermögen, weil für reine Gestalten im reinen Lichte ihre geistige Sehkraft nicht ausreicht. Das aber ist der ewige Kreislauf der Dinge: die immer zunehmende Abkehr vom Einfachen und Großen hat die Kunst endlich zum tollsten Raffinement getrieben und das Interesse des Haufens, der da ästhetisch blind geworden, gänzlich kunstentfrembet und zu den schwarzen Kameelen geführt. Da bildet sich denn naturgemäß wieder eine numerisch kleine Aristokratie von Sehenden, damit das edle Samenkorn der Kunst nicht verloren gehe für die Zukunft, denn aristokratisch ist ewig die Natur der Kunst und des Schönen.

Geistiges Leben im Königreiche Serbien.

Von F. Kanitz.

IV. Die Wirksamkeit der „Serbischen gelehrten Gesellschaft“ auf historischem Gebiete.*)

Zu den interessantesten geschichtlich-politischen Essays in den Jahrbüchern des Belgrader „Učeno društvo“ zählt Jovan Ristić's „Niedergang der Oligarchie“ (Glasnik, Bd. 66, 1886). Der ehemalige serbische Premier und heutige Chef der Opposition schildert in dieser Skizze die Verhältnisse und Personen, welche den Sturz der Dynastie Karadjordjević und die erneuerte Besitznahme des serbischen Throns durch die Obrenović herbeigeführt hatten. Die Bestrebungen der zur Zeit jenes Wendepunktes allmächtigen Oligarchie werden kritisch unter das Messer genommen, die Beziehungen der betheiligten Großmächte zu Fürst und Land erscheinen scharf charakterisirt und das hervortretende Streben der suzeränen Pforte, aus dem schwebenden inneren Streit — ähnlich wie gegenwärtig in Bulgarien und Ostrumelien — möglichst großen Nutzen für ihre geschwächte Autorität in den Donauländern zu ziehen, wird lichtvoll gekennzeichnet.

Die heute noch fortdauernde Rivalität zwischen den beiden serbischen Herrscherfamilien, sowie jene der ihre Geschicke bestimmenden Großmächte; ferner die hervortretende Persönlichkeit Ilija Garašanin's, Vaters des heutigen serbischen Ministerpräsidenten, gestalten die Ristić'sche Darstellung gleich lehrreich, wie anziehend. Parallel mit derselben laufen Seitenblicke auf oligarchisch regierte Staaten in alter und neuer Zeit. Der knapp bemessene Raum gestattet mir den Leser hier nur mit dem hauptsächlichsten Inhalte dieser werthvollen historischen Arbeit vertraut zu machen, welche als eine Fortsetzung von Ristić's im Februarheft

*) Siehe „Oesterreichisch-Ungarische Revue“ 1887, Heft II, S. 54; Heft III, S. 48.

mitgetheilter Studie „Serbien und der Krimkrieg“ (1852 bis 1855) zu betrachten ist.

Jovan Ristić, „Niedergang der Oligarchie“ (1856 bis 1858).

Auch heute, nach dreißig Jahren, erscheint Serbiens neutrale Politik während des Krimkrieges als weise und von großen Vortheilen für das Land begleitet. Die Parteien jedoch, sowohl die nach Rußland gravitirende, wie die zum Occident hinneigende, zeigten sich unbefriedigt und ebenso das Ausland. Oesterreich mochte dem Fürstenthum seine selbstbewußte widerstrebende Haltung nicht verzeihen; Rußland konnte Fürst Alexander's schwankende Sympathie und geringe Actionslust nicht vergessen, wie dies aus Jomini's „Étude diplomatique sur la guerre de Crimée” (Paris 1874) hervorgeht. Auch die Westmächte zeigten sich fortan gleichgültiger gegen Serbien, da sie von ihm eine kräftige Diversion erwartet hatten.

Nicht besser ging es im Innern. Der Senat verlangte, daß der Fürst seine Minister aus dessen Mitgliedern wähle und nicht aus beliebigen Kreisen; er forderte weiter das Recht, sich selbst zu ergänzen und daß der Fürst die vorgeschlagenen neuen Senatoren nur einfach bestätige. Noch schlimmer war es, daß die einflußreichen Männer Vučić und Garašanin in Opposition traten und nicht so sehr gegen die Regierung als zum Hofe. An diesem spielte Aleksa Janković die Hauptrolle. Früher Advocat in Temesvar, talentvoll und von weltmännischer Bildung, machte er sich in Serbien zuerst 1842 bemerkbar, als er bewaffnet mit Vučić nach dem Metino brdo bei Kragujevac gegen Fürst Mihail Obrenović zog und diesen stürzen half. Hierauf Kanzleidirector Alexander Karadjordjević's, dann Senator, zählte er 1854 zur österreichischen Partei und 1855 gehörte er dem Ministerium Knićanin als Justizminister an. Knićanin erkrankte. Aleksa Simić trat an seine Stelle. Am 26. Mai 1855 starb der populäre Heerführer und mit ihm verlor Fürst Alexander seinen treuesten Freund und Rathgeber.

Fortan ward der Kampf des Fürsten gegen die immer offener gegen ihn auftretenden Oppositionshäupter Vučić und Garašanin sehr schwierig. Wohl versuchte der geschmeidige Hofmann Janković ihre Versöhnung zu ermitteln. Mit Vučić gelang dies scheinbar. Am 17. December 1855 verkündete die officielle „Srpske Novine”, daß Vučić, „der berühmte Held, der sich um die Nation verdient gemacht“, seinen Säbel, mit welchem er unter Karadjordje gekämpft, dem Prinzen Andrija zum Geschenk gemacht habe. Der Fürst lohnte Janković's gute

Dienste mit der Ernennung zum Senator und bald darauf mit der Präsidentschaft im Ministerium. Der Ressort des Innern ward gleichzeitig Vučić's ergebenstem Anhänger Raja Damjanović zugetheilt (28. December 1855). Janković stand nun am Ziele seines Ehrgeizes; Vučić's Einfluß war aber von diesem Tage an der mächtigste am Hofe und wendete sich gegen Garašanin und dessen mit Frankreich sympathisirende Anhänger.

Obschon Vučić sich Oesterreich nicht persönlich näherte, schien dieses mit der Wendung der Dinge in Belgrad zufrieden, denn des französischen Vertreters Des Essart bevorzugte Stellung war erschüttert und der österreichische Generalconsul gewann wieder seine verlorene Position. „Oberst Radosavljević verläßt den Fürsten keinen Augenblick und dieser unternimmt nichts ohne dessen Rath", berichtete der preußische Consul Meroni im Juni 1856 nach Berlin. Garašanin und seine Partisane schürten nun fortwährend mehr die im Lande gährende Unzufriedenheit mit diesem Zustande der Dinge. Am 10. Juni fiel das Ministerium Janković unter den energischen Angriffen der mit Des Essart verbündeten Garašanin'schen Partei. Durch ihren Einfluß gelangte der „Parisli" Marinović als Finanzminister in das neue Ministerium Nikolajević, dem schon im Juli 1857 ein anderes, mit noch mehr ausgesprochener westmächtlicher Färbung unter dem Präsidenten Steva Marković folgte.

Nun waren allmählich nahezu alle jene einflußreichen älteren Namen von der politischen Bildfläche verschwunden, welche dem Fürsten Alexander den Weg zum Throne geebnet hatten. Viele hatte der Tod hinweggerafft und die wenigen lebenden zogen es vor, fern vom politischen Getriebe ihre letzten Tage zu verbringen. An ihre Stelle waren Höflinge getreten, die dem Fürsten so lange schmeichelten, als sie an seinen Stern glaubten. Das Band zwischen dem Herrscher und Volke war längst gelockert, da er es aufgegeben hatte, periodisch an dasselbe zu appelliren. Die allgemeine Unzufriedenheit steigerte sich rasch zu großer Gefahr für den Thron, da nun auch Männer, welche früher im Rathe der Krone saßen, an die Spitze der Verschwörer traten.

Es erregte nicht geringes Aufsehen, als am 30. September 1857 der ehemalige Minister des Innern Raja Damjanović, der Präsident des gesetzgebenden Körpers Tenka, ferner die Senatoren Vaća, P. Stanišić und Ev. Rajović, Alle wegen Anschläge gegen das Leben des Fürsten, verhaftet wurden und als es sich bald offenbarte, daß viele hochstehende Officiere, Beamte, Geistliche und Bürger in der Haupt-

stadt und im Lande zu ihren Anhängern zählten. Bei den genannten Häuptern fand man eine vorbereitete Proclamation an das Volk, welche die Anrufung der Garantiemächte zur Untersuchung der traurigen Verhältnisse in dem durch die fürstliche Willkürregierung seiner Rechte beraubten Lande forderte und die Einsetzung eines fremden Prinzen erbat. Das Urtheil gegen die genannten Hauptverschwörer, von welchen einige die Rückberufung des populären Miloš geplant hatten, lautete auf Tod, wurde jedoch im Gnadenwege zu lebenslänglichem Gefängnisse in der Gorgusovacer Kula abgeändert. In schweren Ketten und ohne Schutz gegen die Unbilden des rauhen Herbstwetters wurden die Revolutionshäupter nach der fernen Stadt transportirt. Mehrere Senatoren, Officiere und Beamte, deren Schuld nicht ganz klargestellt werden konnte, entließ man des Dienstes.

Die Pforte hielt den Augenblick für um so günstiger, sich in Serbiens innere Angelegenheiten zu mengen, als Rußland kein besonderes Interesse zeigte, den Fürsten Alexander zu stützen; Oesterreichs Aufmerksamkeit durch die Vorgänge in Italien beansprucht war und Frankreich ihre Action offen begünstigte. In Paris wurde der Hebel angesetzt. Von dort aus erging im Januar 1858 an den Botschafter Thouvenel die Aufforderung, die Pforte, auf Grundlage des Art. 17 des Ustavs, zur Hebung der inneren Wirren in Serbien einzuladen. In Constantinopel säumte man nicht und am 29. März erschien der mit den serbischen Verhältnissen durch seine Mission im Jahre 1854 vertraute türkische Commissär Etem Paša begleitet von Kabuli Effendi in Belgrad.

Gleich beim Empfange kennzeichneten einige charakteristische Momente die Situation. Der Fürst hatte Etem seinen Minister des Aeußern zur Begrüßung entgegen gesandt; der türkische Functionär zeigte sich aber sehr erstaunt, daß dies nicht von Seite des Ministers des Innern geschehen sei, „sind wir doch Beamte eines und desselben Staates“. Hingegen mochte es Etem nicht wenig befriedigt haben, daß in Emekluk ihn auch die Häupter der Opposition Vučić und Garašanin erwarteten.

Gleich dem Minister trugen sie das „Fes“, um schon durch dieses Symbol ihre Unterwürfigkeit gegen den Suzerän Serbiens zu bezeugen. Begrüßt von Geschützsalven und der Musik der auf dem Vračar postirten türkischen Festungsgarnison, welcher sich die serbischen Miliztruppen anschlossen, hielt Etem durch eine zahlreiche Volksmenge seinen Einzug in die Belgrader Feste.

Zunächst ließ Etem Paša sich die Acten des letzten großen Revolutionsprocesses vorlegen. Vielleicht um seine Versöhnungsaufgabe zu erleichtern, bestimmte er den Fürsten Alexander, die eingekerkerten Verschwörer aus der Haft zu entlassen und nach der Türkei zu exiliren. Bis dieser Gnadenact sich vollzog, war das Haupt des geplanten Umsturzes Raja Damjanović im Gefängnisse plötzlich, und wie man wissen wollte, keines natürlichen Todes gestorben, was dessen erbitterten Schwiegervater Miša, den reichsten Mann Serbiens, veranlaßte, seine großen Mittel der unausgesetzt gegen den Fürsten weiter arbeitenden Opposition zur Verfügung zu stellen. Diese umdrängte Etem mit ihren Klagen und Rathschlägen ebenso heftig, wie die fürstliche, an und für sich schwächere Partei sich zurückhielt, wodurch sie täglich mehr an Terrain bei dem sultanlichen Mittler einbüßte.

Es mochte Fürst Alexander trotz dieser offenkundigen Sachlage überrascht haben, als der gänzlich von dem französischen Consul Des Essart und der Opposition beeinflußte Etem Paša ihm als einzige Möglichkeit zur Herstellung des Friedens im Lande dessen Thronentsagung empfahl. Der kampfesmüde schwankende Fürst hätte sie gern gegeben, würden dem nicht einige energischere Männer seiner Umgebung widerstrebt haben. Der Minister des Innern Nikolajević rieth vorerst, bei der Pforte anzufragen, ob Etem nicht über seine Instructionen hinausgegangen sei, und falls nicht, die Botschafter in Constantinopel zu sondiren, ob sie der geforderten Abdication zustimmten. Am lebhaftesten setzte sich dieser der ehrgeizige Leiter des Kriegswesens, Oberst Blaznavac, entgegen. Er fand unverhofft eine willkommene Stütze in dem russischen Consul Milošević, dessen Hof sich durch die Nachricht beunruhigt fühlte, der französische Vertreter Des Essart beabsichtige den Rußland verhaßten Garašanin auf den Thron zu bringen, wodurch dieses jede Aussicht verloren hätte, den während des Krimkrieges in Serbien eingebüßten Einfluß wieder zu gewinnen.

So ward in Constantinopel die bezügliche Frage gestellt und wirklich erklärte Fuad Paša, zu großer Befriedigung des fürstlichen Anhanges, Etem hätte seine Vollmachten mißverstanden. Auch einige Botschafter, namentlich jener Rußlands, gaben ihre Sympathien für den Fortbestand der Karadjordjević'schen Dynastie zu erkennen. All' dies ermuthigte den Fürsten zum Widerstande und der von Constantinopel besser instruirte Etem suchte nun energischer die Opposition zur Aussöhnung mit dem Landesoberhaupte zu bewegen. Als Bedingung für diese forderten die Parteiführer die Besetzung der obersten

Stellen mit Männern aus ihrer Mitte. Der in die Enge getriebene Fürst capitulirte. Im Mai übernahm sein größter Gegner Garašanin das wichtige Ministerium des Innern, Jovan Velković, Vučić's treuer Partisan, erhielt die Finanzen zugetheilt, der im letzten Moment zur Opposition übergetretene Crnobarac das Justizdepardement, Stevan Magacinović, ein Mann von Bildung und ruhigem Charakter, das Ministerium des Aeußern. Den Vorsitz im Senate hatte Vučić, der schlaue Leiter des Staatsstreiches, sich vorbehalten und zu seinem Stellvertreter wurde der stets mit den Siegern es haltende Janković ernannt. Einige stark compromittirte, nun wieder in den Senat zurückberufene Senatoren schlossen die Phalanx dieser Oligarchie, welche nun an Serbiens Spitze und Regierung trat.

Nach dem in dieser Weise vollbrachten „Versöhnungswerke" erklärte Etem Paša „Gast der serbischen Nation" sein zu können. Er übersiedelte aus der Festung in den für ihn wohnlich hergerichteten Gasthof „zur serbischen Krone", dessen Schild jedoch vorsorglich früher entfernt worden war, damit auch nicht der leiseste Schatten den Glanz der serbischen Loyalität in Etem's Augen trübe. Der Wohnungstausch erfolgte in feierlicher Weise. Vom Festungsthor bis zum Stadteingange bildeten türkische Nizams, vom letzterem bis zum Hotel serbische Milizen das Ehrenspalier. Garašanin, mit dem Fes als Kopfbedeckung, begleitete Etem zu Wagen in seine neue Residenz und in dieser begrüßte ihn Vučič mit zwei Senatoren in herzlichsten Worten.

Der Friede schien hergestellt. Trotz der Lobeshymnen der officiellen Zeitungen schienen aber selbst Jene nicht an seine Dauer zu glauben, die ihn verhandelt und unterschrieben hatten. Mit Preisgebung des Minimums von Unabhängigkeit, dessen sich Serbien damals erfreute, war hingegen der Ustavartikel 17 zur Verwirklichung gelangt. Die Pforte nahm maßgebenden Einfluß in die innersten Angelegenheiten des suzeränen Landes, und Etem, der dies durch seine kluge Haltung ermöglichte, hatte sich um diese hochverdient gemacht. In seinem Hause fühlten sich anscheinend die Männer aller Parteien wohl und wenn er beim Gelage die edlen Absichten des Sultans für dessen geliebtes Serbenvolk betonte, erdröhnte der Saal von begeisterten Jubelausbrüchen.

Mit demselben feierlichen Gepränge wie beim Einzuge verließ Etem Paša die serbische Hauptstadt. Einem fiel sein Scheiden besonders schwer, dem Fürsten Alexander, der nun mit der ihm aufgezwungenen Regierung aus der Opposition allein kämpfen sollte. Zur Einschränkung der ihm verbliebenen geringen Gewalt hatte sie zuletzt noch

Etem ein vom 15. Mai datirtes Gesetz abgerungen, welches die 1839 getroffene Umgrenzung der Befugnisse des Senats noch beträchtlich erweiterte. Dieser sollte stets vollzählig erhalten werden und seine Functionäre selbst auf drei Jahre wählen. Jeder vom Fürsten innerhalb zweier Monate unerledigte Senatsvorschlag erhielt, falls er auch nicht bei dessen zweiter Vorlage vollzogen wurde, bei erlangter Zweidrittelmajorität in außerordentlicher Sitzung, bindende Gesetzeskraft. Minister konnten fortan nur aus dem Senate gewählt werden, waren diesem verantwortlich und der Gerichtsstand über dieselben zählte gleichfalls zu seinen Prärogativen.

So bildete sich in dem demokratischen Serbien eine mit den höchsten Privilegien ausgestattete Oligarchie, deren Triumvirat Vučić, Garašanin und Miša die fürstliche Gewalt auf den Nullpunkt herabzudrücken suchte. Ihr gegenüber erwies sich Fürst Alexander bald als vollkommen ohnmächtig. Aus Schwäche hatte er es nicht gewagt, an das Volk zu appelliren, aus Schwäche erregte er ohne besonderen Zwang 1856, durch Uebersendung von fünf Millionen Piastern aus der Staatscassa, der Pforte Heißhunger nach Serbiens Gut, aus Energiemangel war er bereit, Etem's Forderung zur Abdication zu willfahren und so fand er auch jetzt, in noch schwierigerer Lage, nicht den Muth, seinen Gegnern kräftigen Widerstand zu leisten.

Wohl versuchte der Fürst, auf den Rath des russischen Consuls — der österreichische verhielt sich auffallend passiv — Anhänger im Innern des Landes zu erwerben; doch Vučić und Garašanin paralysirten diese Schritte, indem sie persönlich und durch ihre Partisane im Volke den Glauben verbreiteten, sie selbst wünschten nichts sehnlicher als die baldigste Berufung der Nationalversammlung; der Fürst aber widerstrebe einer solchen. Die Regierungsbeamten agitirten fortan so offen gegen Fürst Alexander, daß dieser sich in einem Schreiben an Garašanin, den Minister des Innern, bitter darüber beklagte, „im Smederevoer Kreise geschehe es am hellen Tage“. Gern hätte der Fürst die Minister gewechselt. Das oben erwähnte Gesetz gestattete aber nur deren Wahl aus dem Senate. Entnahm er diesem nun seine wenigen Anhänger, so hätten dessen Gegner die vacanten Plätze mit Elementen ihrer Partei besetzt und den Senat vollends ihren Zwecken dienstbar gemacht. Auch fühlte sich Garašanin bereits so mächtig, daß, als ihm der Fürst vorschlug, das Portefeuille des Innern mit jenem des Aeußern zu tauschen, er die Bedingung stellte, selbst seinen Nachfolger bestimmen zu dürfen.

Ohne jede Aussicht auf Hülfe sah Fürst Alexander die Dinge ihrem Ende entgegenreifen. Im Innern des Landes hatten Vučić's und Garašanin's Agenten alles zum letzten Kampfe klar gemacht. Ihr Verbündeter, der reiche Miša, verausgabte für ihre Zwecke 80.000 Ducaten in der trügerischen Hoffnung, selbst den serbischen Thron zu besteigen. Es nahte der Moment zur Einberufung der Skupština und zum offenen Angriffe in dieser auf den Fürsten für seine mit allen Mitteln arbeitenden Gegner. In Constantinopel fanden sie in dem französischen Botschafter Thouvenel, zu Belgrad im Consul Des Essart willkommene Förderer. Eine weitere Stütze erwuchs ihnen in dem im April zu Belgrad eingetroffenen neuen englischen Vertreter Sir Henry Bulwer, welcher in der Berufung der Skupština einen Sieg des constitutionellen Princips erblickte. Die Pforte stimmte endlich, gedrängt von verschiedener Seite, dieser zu und entsandte, um aus der Situation für sich moralischen Gewinn zu ziehen, Kabuli Effendi als ihren außerordentlichen Commissär zur Leitung und Controle des parlamentarischen Areopags.

Ein Veziralschreiben vom 21. November, welches Kabuli dem Fürsten überreichte, sprach die sichere Hoffnung aus, daß die inneren Wirren im gesetzlichen Geiste gelöst, dem Volke die ihm durch den Ustav verbürgten Freiheiten wiedergegeben und hiermit volle Ruhe und Zufriedenheit in Serbien zurückkehren werden, dessen Wohlergehen des Sultans unausgesetzte Sorge bilde.

Die Opposition und namentlich ihr Triumvirat war mit Kabuli's Mission wenig zufrieden, da sie in dieser eine Stützung des Fürsten in der Skupština erblickten, welche doch einzig ihre langgehegten Pläne verwirklichen sollte. Nun konnte man aber nicht mehr zurückweichen und die Nationalversammlung wurde für den heiligen Andreastag (12. December) angesetzt.

Der Hintergedanke, welcher anfänglich jeden einzelnen der drei Triumvirn erfüllte, selbst den durch die Skupština für erledigt erklärten Thron zu besteigen, sollte sich als trügerisch erweisen. Im Volke und selbst in der Opposition wurden die Namen Vučić, Garašanin und Miša durch einen anderen weit überstrahlt. Noch war im Lande das Andenken an den im Exil lebenden Fürsten Miloš zu lebendig. Man verglich die von den Triumvirn geschaffenen Zustände mit den früheren Verhältnissen Serbiens und fand, daß Miloš nie und nimmer der Pforte gestattet hätte, durch stetig sich ablösende Commissäre in des Landes innere Angelegenheiten einzugreifen und so den Ausbau

seiner Selbstständigkeit zu hindern. Daß Fürst Alexander fallen müsse, darüber gab es nur eine Stimme in der öffentlichen Meinung, aber ebenso allgemein neigte man sich der Ansicht zu, daß nur Fürst Miloš Obrenović an dessen Stelle treten könne.

Miloš hatte es übrigens nicht versäumt, durch Ueberredung, reiche Geschenke und Versprechungen aller Art die einflußreichsten Männer für sich günstig zu stimmen. Vučić, der bei Garašanin's offener Unterstützung durch Frankreichs Vertreter, seine Aussicht auf die Regentenstelle schwinden sah, hatte mit Miloš eine Zusammenkunft in Wien, Tenka eine solche in Ofen und Damjanović zu Semlin. So waren ihm die Wege zum Throne geebnet. Und als am 23. December 1858 in der Skupština der Ruf ertönte „Miloš sei es", hallte sein Echo im ganzen Lande nach.

Angesichts dieser Situation flüchtete sich der ihr nicht gewachsene Fürst Alexander in die ihm sicheren Schutz bietende türkische Citadelle unter die Halbmondflagge des Sultans, welchen der Fall seines Schützlings gleich unangenehm, wie den Wiener Hof berührte. Am liebsten hätte Oesterreich Belgrad militärisch besetzt, um als Herr der Situation die Entwickelung der dortigen Verhältnisse in seinem Sinne zu lenken. Dem stand jedoch der jede Einzelintervention wehrende Pariser Vertrag entgegen und Kaiser Napoleon zeigte kein Entgegenkommen, diesen durchlöchern zu lassen. Es rief also einfach seinen Agenten Radosavljević, dessen Uebereifer seine Interessen weit mehr geschädigt als gefördert hatte, aus Belgrad ab und sah mit dem stillen Vorbehalt, seinen Einfluß zu richtigerer Zeit dort wieder geltend zu machen, der unaufhaltsamen Entwickelung des politischen Dramas ruhig zu.

Nicht gleich willig schien die Pforte den mühsam im suzeränen Serbien gewonnenen Boden aufgeben zu wollen. Sie versuchte es mit der Einschüchterung der fürstlichen Gegner, indem sie am 28. December an Kabuli Effendi den telegraphischen Befehl erließ, gegen alle Vorgänge in der Skupština zu protestiren, da diese nicht das Recht besitze, den Fürsten abzusetzen und ebensowenig einen neuen zu ernennen. Sie verlange, daß der patriotische Major Miša die Zügel der Regierung provisorisch als „Kaimakam" führe und daß die Skupština sich vertage, bis sie Zeit gefunden, die Fürstenfrage vereint mit den Garantiemächten friedlich zu ordnen.

Einige großmächtliche Vertreter bemühten sich, des Sultans Minister zu überzeugen, daß der immer drohendere Ausbruch einer

bewaffneten Revolution in Serbien in ihrem eigensten Interesse um jeden Preis verhütet werden müsse. Rußland sprach überdies die Ansicht aus, daß die Skupština zweifellos berechtigt sei, den Fürsten beliebig zu wählen und daß es dem Caren nicht gleichgültig bleiben könne, wenn die Unzufriedenheit der slavischen Unterthanen der Pforte zu blutigen Aufständen führen sollte, da seine eigenen Verhältnisse dadurch berührt würden, diese aber Ruhe an den Grenzen erheischten. Im Grunde mochte Rußland gern den autokratischen Miloš auf dem serbischen Throne sehen, da er nicht allein die liberalen Strömungen, sondern auch den übergreifenden türkischen Einfluß besser als jeder andere Rivale einzudämmen versprach.

Kabuli Effendi gelang es nicht, die durch Rußland ermuthigten Skupštinaführer im Sinne der Pforte zu bestimmen. Die Dinge nahmen raschen Lauf und schließlich verzichtete man in Constantinopel, auf Kabuli's Berichte über die drohende Revolution, diesen weiter zu hemmen.

Fürst Alexander Karadjordjević unterzeichnete ohne jede Gegenwehr seine Abdankung und begab sich nach Semlin. Hiermit war aber zugleich das Schicksal der Oligarchie, welche dem scheidenden schwachen Fürsten die Zügel der Regierung entrissen hatte, besiegelt. Mit Miloš's Rückkehr war ihre Herrlichkeit zu Ende. Der alte Obrenović duldete keine Nebenregenten und Alle, die seine Prärogative einzuschränken gedachten, hatten bald seine rauhe Hand zu fühlen!

Herausgeber und Redacteur Dr. Joh. B. Meyer. Verantwortlich Franz Grünanger.
K. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.